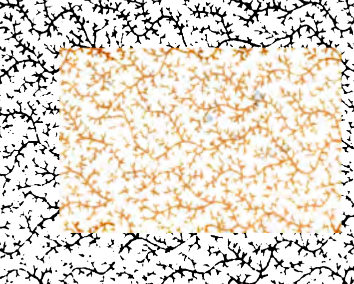
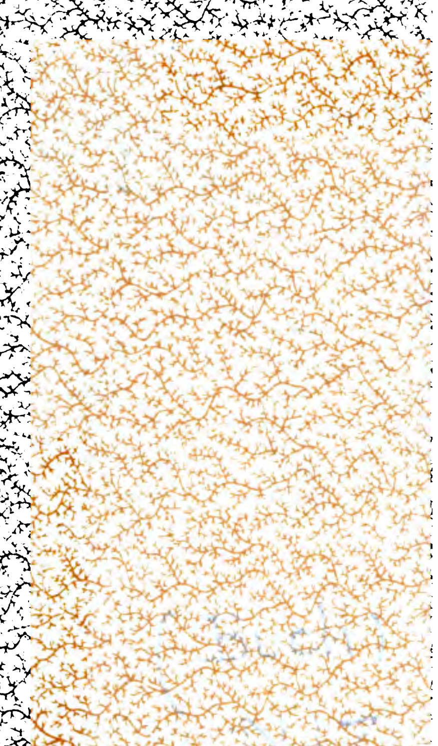
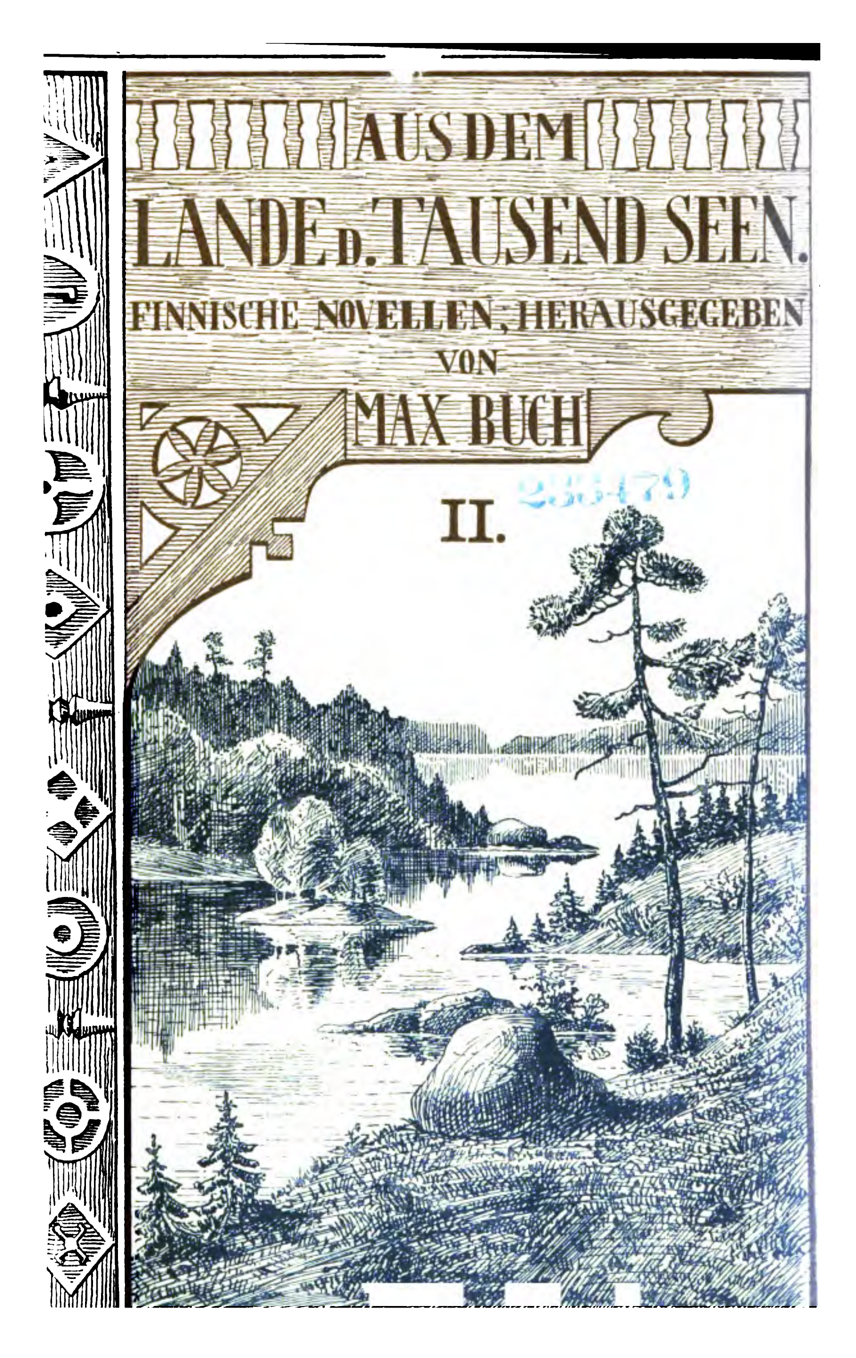




AUS DEM
LANDE D. TAUSEND SEEN.
FINNISCHE NOVELLEN, HERAUSGEGEBEN
VON
MAX BUCH
II.

Aus dem

# Lande der tausend Seen.





Leipzig 1894.
Verlag von H. Haessel.



Aus dem

# Lande der tausend Seen.

## Culturbilder und Geschichten.

Finnische Novellen
in autorisirten Uebersetzungen
herausgegeben von Max Buch.

Zweiter Band.




Leipzig 1894.
Verlag von H. Haessel.

# Inhalt.



I.

# Eine Sommerwanderung.

## Waldstimmung von John Hedberg.

Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

An einem sonnenwarmen Sommermorgen standen wir, Timo Turpeinen und ich, auf der Höhe des Palovaara und schauten hinaus über die weite Fläche, die tief unter uns in der Vogelperspective ihre eigenartigen Formen von Festland, Inseln und Wasserflächen ausbreitete.

Uns zunächst die langgestreckten Abhänge des Palovaara mit sommergrünen Birken und grauen Ellern bekleidet, die bald in dichtem Buschwerk standen, bald vereinzelt und verkrüppelt. Hierauf wohl eine Meile breit gleichmäßiges, waldiges Terrain, wo verstreute kleinere und größere Gehöfte mit ihren umhergestreuten Aeckern und heller gefärbten Wiesen dem dunkeln gleichmäßigen Nadelwalde etwas

Abwechslung gaben. Hinter diesem Gürtel rechts das große Dorf Liekſa mit weitgedehnten Feldern und wohlgebauten Häuſern, vom breiten Fluſſe durchströmt, über welchen die neue Brücke beim Paſtorate ihren Strich zog. Links davon auf einer Landzunge die Kirche von Pielisjärvi. Schließlich eine Unzahl von Landzungen, tief einschneidenden Buchten, Höhen, Inseln, Sunden, Märjälachtis weiter Spiegel, und dann hinter all diesem des Pielisjärviſees große im Sonnenlicht glänzende Waſſerfläche mit dem Strand von Juuga und den drei Kolivaara-Höhen in blauer Ferne.

Die Luft war ſommerwarm und ſtill. Trotzdem es noch nicht über zehn Uhr war, brannte die Juliſonne ſchon heiß, doch lag die ganze Gegend in einen leichten bräunlichen Schleier von Rodungsrauch eingehüllt, der ihre glühenden Strahlen etwas milderte und zugleich der weiten Perſpective, wo die Fluthen des Pielisjärvi gleich geſchmolzenem Silber ſchimmerten, einen warmen Farbenton verlieh. Rund am Horizonte ſtiegen ſchwere Rauchwolken aus neuentzündeten Rodungen in Brandroth und Aſchgrau ſchimmernd zum Himmel auf. Ich konnte wohl an dreißig derartiger Rauchſäulen zählen, die im Laufe des Tages den Schleier immer dichter weben und den ſtechenden Geruch noch vermehren, der Karelen zur Zeit der Rodungen eigen iſt.

Mein Gefährte und Führer, Timo Turpeinen, war Buschwächter in den Regierungswaldungen. Vom frühen Morgen an waren wir hier heraufgeklommen; namentlich die letzte Strecke hinauf zum Plateau des Palovaara hatte uns Zeit und Anstrengung gekostet. Jetzt hielten wir kurze Rast, da ich Mühe hatte, den Blick von dem Gemälde um mich her loszureißen und es versuchte, die Einzelheiten seiner eigenartigen Schönheit dem Gedächtnisse einzuprägen. Noch hatten wir einen langen beschwerlichen Marsch vor uns. Timo bezeichnete mir unseren Weg über jene entfernten Höhen in einem Bogen zum bläulichen Hochwald dort. Es galt daher tüchtig auszuschreiten, wenn wir Abends wieder im Dorfe sein wollten, besonders da wir beschlossen hatten, während der heißesten Mittagsstunden zu rasten. Wir mußten deshalb bald wieder aufbrechen und in den Hochwald eindringen, welcher am östlichen Abhang des Palovaara begann.

Timo wanderte als Wegweiser voraus, unser Mittagsmahl in einer leichten Tasche auf dem Rücken tragend, und ich folgte ihm so dicht, daß unsere Unterhaltung leicht in Gang erhalten werden konnte. Er war ein junger Mann von einigen dreißig Jahren. Lang und wohlgewachsen bewegte er sich ungezwungen, nicht ohne Anmuth. Die leichten

Pieksstiefel* machten seine Schritte lautlos und leicht, wenn er über feuchte Niederungen von Stein zu Stein sprang oder auf den schmalen runden Sumpfstegen balancirte, Alles mit großer Weichheit und angeborener Anmuth in den Bewegungen. Ob er ging oder still stand, nie verließ die Pfeife seinen Mund, ohne aber im Geringsten den Fluß seiner Rede zu hindern, welche nur von den stechenden Rauchwolken aus der unsaubern Pfeife mit ihrem übelriechenden russischen Blatttabak begleitet wurde. Timo sprach gut, mit einem ruhigen, reservirten Tonfall, meist in unbestimmten Ausdrücken, bereit, beim geringsten Widerspruche zurückzunehmen, was er eben geäußert. Stellte er einmal eine Behauptung in bestimmterer Form auf oder erzählte er irgend eine Begebenheit, so schob er gerne die Verantwortung von sich mit einem — man sagt — — es dürfte — — — ich habe es so erzählen hören — aber wer kann es recht wissen — — — u. s. w. In dieser reservirten Weise sprach er aber auch über alles Mögliche. In dem Bezirke geboren und aufgewachsen, war er kaum außerhalb seiner Grenzen gekommen, mit Ausnahme zweier Dampfbootreisen nach Joensun, wo er Mancherlei gesehen hatte, wovon man auf dem Lande nichts weiß. —

* Lappische Stiefel mit weichen Sohlen ohne Absätze und aufwärts gebogener Spitze.

„Sie wissen! — so etwas Städtisches.“ Die Welt und das Leben draußen war ihm daher vollkommen unbekannt. Doch war es nicht leicht, ihn in Erstaunen zu versetzen. Die großartigsten Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts hörte er ganz ruhig an mit einem: „Na — alles Mögliche denkt man sich auch aus.“ Es war deutlich, seitdem er selbst mit dem Dampfboot die Kanäle des Pielisflusses durchfahren und die Stadt Joensun mit ihren Holzquais gesehen, gab es für ihn nichts Unmögliches. Höchstens kam bisweilen ein hastiger, forschender Blick, der ungefähr sagte: Redest Du auch wirklich die Wahrheit? — Das war aber auch Alles.

Der Abstieg auf der östlichen Senkung des Palovaara war nicht anstrengend. Es ging bergab, und der Hochwald gewährte einigen, wenn auch geringen Schatten. Alles prangte im saftigsten Sommerschmucke. Die Jahresschüsse der Tannen waren voll ausgebildet und umsäumten ihren dunkeln Grundton mit hellerem Grün. Aus den rothen Zapfen, die schon anfingen in braun zu schimmern, tröpfelte das Harz reichlich hervor. Die Kiefern standen voller glänzender Zapfen und versprachen reichlichen Samen für kommende Jahre, während Haidekraut und Preißelbeerenlaub zu ihren Füßen den Boden in lebhaftes Grün kleideten. Die Ranken

der Linnea schmückten sich mit zartgeröthеten duftenden Glöckchen. Die Pyrola entsandte einen starken, süßlichen Duft aus ihren weißen Blüthentrauben, und im Schatten, wo der Baumwuchs am dichtesten war, stand hier und da eine zerbrechliche, blaß-strohgelbe Monotropa. Die Heidelbeeren dunkelten schon halbreif im Sumpfe, wo der üppige Porsch ausgeblüht hatte; die Schellbeere erhielt bereits die Röthung, welche der klargelben Farbe der Reife vorausgeht.

Das Birkhuhn flog erschreckt aus dem Preißelbeerkraut auf, während die braunen Jungen in alle Richtungen davoneilten und sich niederduckten, wo sie konnten; dann folgte ein geheimnißvolles Locken und Piepen, bis die ganze Brut wieder beisammen war. Die Singvögel hatten vollauf zu thun, ihrer zahlreichen Jugend Futter zn schaffen. Der Gesang hatte den elterlichen Pflichten weichen müssen, und man hörte nur eifrige Locktöne und ängstliche, warnende Laute.

Der Weg führte in eigenwilligen Windungen vorwärts. Er führte uns hinab zu irgend einem Bach mit dunklem Wasser und schlüpfrigen Steinen, kletterte dann die Flußsenkung hinauf durch dichtes Gebüsch, über umgestürzte halbverfaulte Stämme, vorbei an steilen Abhängen, wo der Sand unter den Füßen wich, bis er die Höhe der Haide erreichte

und sich zwischen den massenhaften erratischen Steinblöcken durchschlängelte, um auf der anderen Seite wieder bergab zu gehen. Die Sonne stieg höher und höher, und ihre lothrechten Strahlen erhitzten die Luft des Waldes, wo sich nicht ein Hauch rührte, so daß das Harz in klargelben Perlen aus den Ritzen der Baumrinde hervorschwitzte.

Wir wanderten ohne Aufenthalt vorwärts; aber sogar Timo's Sprechlust nahm in der Mittagshitze ab, und was er mir in kurzen Sätzen mittheilte, wurde an Form und Inhalt immer unbestimmter.

Da schimmerte in der Ferne Wasser zwischen den Stämmen. Wir gelangten von der Kiefernhaide hinab an eine offene Senkung, an deren Fuß ein kleiner Waldsee in der Sonne glänzte. Hier sah ich zu meinem Erstaunen Spuren früherer Cultur und etwas weiter eine verfallene Hütte neben einer üppigen Birke, die den ebenen, grasbewachsenen Platz beschattete. Das war ein vortrefflicher Platz für eine Mittagsrast, und mein Vorschlag gewann auch sogleich Timo's ungetheilten Beifall.

Ich warf die Kleider ab und tauchte in das halb durchsichtige Wasser des kleinen Sees, das stark erwärmt die Glieder umspülte und nach der Wanderung in der Sonnengluth etwas Kühlung spendete. Nach dem Bade, woran Timo sich nicht betheiligte — es

war ja kein finnisches Dampfbad — ließen wir uns im Schatten der Birke im kurzen Grase nieder, und die einfache Wegekost wurde hervorgeholt.

Der Platz hatte einen eigenthümlichen halb-romantischen Anstrich von Einsamkeit und Ruhe, wie er so in der Mittagshitze dalag. Der See war kaum einen Kilometer lang. Der braune Wasserspiegel lag regungslos da. In der nächsten Bucht wuchs reichlich Schilf und Aalkraut, während das Wasser etwas weiter hinaus von dunkeln Seerosenblättern bedeckt war, zwischen denen die weißen Blüthen voll aufgeblüht mit den offenen Kelchen in die Sonne schauten. Am gegenüberliegenden Ufer schwamm eine einsame Tauchertente, tauchte mit einer schlangenartigen Bewegung des Halses unter und war lange Zeit unsichtbar; erschien dann plötzlich wieder auf der Oberfläche, schwamm ein Stück vorwärts und ließ ihren schrillen Laut erschallen. Um den See herum schloß sich der Ring des Waldes so dicht an das Wasser, daß keine Unterbrechung sichtbar war. Die schattigen Uferabhänge erhoben sich mehr oder weniger steil bis zu sechzig oder siebzig Fuß Höhe und versperrten vollständig jede weitere Aussicht. Nur wo wir lagen, fand sich am Fuße der Anhöhe ein ebener Streifen Landes von einigen hundert

Ellen Länge. Dieses Stück hatte ein kühner Ansiedler urbar gemacht, umzäunt und am Ufer seine Hütte gebaut. Jetzt freilich war das Geländer umgestürzt und lag halbverfault an der Erde. Zwischen den schwarzen Stümpfen der Rodung wuchs dichtes feines Gras und eine Unmenge von Katzenpfötchen, Rumex und Ranunkeln. Die Hütte, ursprünglich nur ein Blockhaus einfachster Art, aus runden unbehauenen Balken gezimmert, war äußerst verfallen. Die Thür war fort und das halbe Dach war eingestürzt. Auf der übrig gebliebenen Hälfte hatten umherfliegende Kiefernsamen Wurzel gefaßt, und drei junge Schößlinge von einigen Fuß Höhe wuchsen dort oben. Etwas zur Seite sah man einen Haufen Balken und Stücke von Birkenrinde, deutliche Ueberbleibsel einer Badestube oder eines Viehstalles. An dieser entlegenen Stelle, welche in Herbstdunkel eingehüllt oder von Schneewehen erfüllt gar öde und verlassen erscheinen mußte, hatte also ein Ansiedler sein Glück versucht mit schlechterem Erfolge offenbar, als er erwartet. Vielleicht hatte die Stelle ihre düstere Geschichte zu erzählen von gebrochener Kraft, Mangel und Noth, wie so manche Andere, wo die Pioniere der Cultur sich in den finnischen Einöden Bahn gebrochen hatten. Ich wandte mich an Timo, und dieser war auch gleich bereit zu er-

zählen, was er davon wußte, während er von seinem Schwarzbrod abschnitt und in den salzigen Fisch hineinbiß.

---

Im Winter des schweren Hungerjahres 1867, wo die Nothleidenden aus den eigenen Grenzen und aus den entferntesten Gegenden in Schaaren herbeiströmten, fand sich im Lieksadorfe auch ein junger Mann mit Frau und zwei Kindern von Sotkamo in Westfinnland ein. Sie sahen Alle so mitgenommen, hohläugig und schwach aus, so mangelhaft von ihren Kleiderfetzen gegen die Kälte geschützt, daß es unbegreiflich erschien, wie sie auf dem weiten Wege zwischen den spärlich verstreuten Menschenwohnungen nicht erfroren waren.

Bei der starken Kälte war es einfach unmöglich, sie wieder hinauszutreiben. Sie durften daher bis auf Weiteres in der Rauchhütte beim Länsman* bleiben, wo bereits vier derartige Herumzügler Platz gefunden hatten, und erhielten nach Möglichkeit Nahrung. Vom ersten Augenblicke an aber verstanden sie es, sich mit ihren Wirthen gut zu stellen, trotzdem weder der Länsman noch seine Frau Spaß verstanden, und zu jener Zeit Jeder sich

* Landpolizeimeister.

daran gewöhnt hatte, der Noth und dem Elend in's Auge zu sehen ohne zu blinzeln.

Nachdem sie sich einige Tage ausgeruht hatten, griffen sie nämlich willig jede Arbeit an, die ihnen vorgelegt wurde, und thaten dabei ihr Möglichstes. Sie waren nicht so stumpf und gedankenlos wie die meisten Anderen der Herumzügler. Der Mann verstand außerdem geschickt die Axt zu führen. Er erhielt daher vollständige Bekleidung geliehen und wurde beim Zimmern eines Viehstalles angestellt, den der Länsmann aufführen ließ, um den Bedürftigen Arbeit geben zu können. Das Weib ihrerseits half der Hausfrau, wo sie nur konnte. Sie war noch jung und hatte daher noch keine schlechten Angewohnheiten. Der Winter ging, und noch immer waren sie beim Länsman. Sie fielen gar nicht zur Last, besonders als sie wieder bei Kräften waren.

Man sprach sogar davon, daß der Mann baare Bezahlung für seine Arbeit erhalten habe, doch bin ich nicht sicher, wie es sich damit verhielt. Endlich kam der Frühling, und dann war es ja klar, daß sie fort mußten. Man hatte genug an seinen eigenen Armen und Nothleidenden. Der Länsman wollte sie auf Staatskosten nach Hause schicken und bei den dortigen Behörden ein gutes Wort für sie einlegen. Das

wollten sie aber nicht. Sie wollten sich lieber selbst auf den Weg machen. Eines Tages im Frühling nahmen sie daher Abschied und wanderten davon, der Mann, die Frau und die beiden Knaben.

Weiterhin gegen den Hochsommer kam ich einmal hierher an diesen See und war nicht wenig überrascht, hier ein gerodetes und fertig gebranntes Feld zu finden. Bei näherem Nachsehen entdeckte ich dort an der Ufersenkung auch eine Erdhütte — ja, Ihr könnt Euch nicht denken, wie sie aussah — und dort fand ich die ganze Sotkamofamilie, die wir längst zu Hause glaubten. Sie hatten sich ohne Erlaubniß, ohne Vorwissen des Eigenthümers hier niedergelassen. Ein Kerl, der seine Hütte einige Kilometer weiter hatte, hinter jenem Haiderücken, hatte ihnen mit seiner Axt und sonst auch Hilfe geleistet. Ihren Unterhalt hatten sie sich verschafft, indem der Mann den ganzen Sommer auf der Fabrik, die ein Stück den Fluß hinauf liegt, arbeitete, während das Weib hier den Acker rodete. Ja, Ihr mögt es glauben oder nicht, den ganzen Platz hier hat ein Weib gerodet. So etwas hört man selten — aber ich habe selbst die Spuren ihrer Axt in den Baumstümpfen gesehen. Ein Weib haut nämlich einen Baum nicht wie der Mann von zwei Seiten an, sondern haut meist rund um den Stamm.

Der Mann hatte so viel von seinem Sommerverdienst bei Seite gelegt, daß er glaubte, sich den Winter über durchschlagen zu können, um so mehr, da die Butra-Sägemühle während des Winters großen Holzschlag in dieser Gegend plante. Während der Schlittenbahn wollten sie versuchen, sich Balken zu einer Hütte zu verschaffen, die sie nächsten Sommer zu bauen gedachten, so daß sie zum Herbst fertig würde. Bis dahin könnten sie es schon in der Erdhütte aushalten, die wirklich um nichts besser war als eine gewöhnliche Köhlerhütte.

Sie waren sehr zufrieden mit ihrem Vorhaben, rüstig und munter, trotzdem ihnen die Kleider in Fetzen am Leibe hingen. Das Weib sagte, Gott habe ihre Schritte hierher gelenkt — und ich wollte ihnen nicht widersprechen, trotzdem mir Alles wie heller Wahnsinn vorkam.

Als aber der Eigenthümer von ihrem Unternehmen hörte, wurde er böse. Es war ja klar, daß ihr Plan unausführbar war, und sie würden dann ihm und der Gemeinde zur Last fallen. So etwas dürfe nicht unterstützt werden, am wenigsten in so schweren Zeiten. Er müßte doch wohl auch etwas über sein Land zu verfügen haben, für das er dem Staat und der Gemeinde Abgaben zahle. Er ging zum Länsman und forderte augenblickliche Aus-

weisung. Der Länsman wurde auch böse. Er sagte, das wäre ein schlechter Dank für Alles, was er an ihnen gethan. Weshalb konnten sie ihre Neusiedelung nicht zu Hause anlegen? Das Land war dort nicht schlechter als hier. Das hier wären nur unnütze Scheerereien.

Es vergingen nicht viele Tage, so begab sich der Eigenthümer mit dem Länsman hierher, sie hatten einen Beisitzer und einen Zeugen mit sich, damit Alles ganz gesetzlich zuginge. Was hier vorging, weiß ich nicht, nur so viel ist sicher; die Sotkamoleute durften bleiben und der Länsman sagte: „Der Teufel verstehe sich auf das Volk von Oesterbotten. Sie leben wie die Wölfe in ihrem Lager, nicht wie Menschen.“ Ja, er fluchte wirklich, trotzdem das sonst nicht seine Angewohnheit war.

Na — sie verlebten also den Winter in ihrer Erdhütte und wurden vom Dorfe mit Diesem und Jenem, meist Kleidern, unterstützt, für ihre Nahrung sorgten sie so ziemlich selbst. Den nächsten Sommer wurde das Häuschen und der Viehstall aufgezimmert. Sie ernteten auch etwas Roggen von ihrem Neuland, das zum Herbst vollständig besät wurde — Alles, was jetzt hier zu sehen ist. Es ist klar, daß dies nicht ohne Beistand geschehen konnte, es hatte sich aber so gewendet, daß Alle ihnen helfen wollten, vor=

nehmlich die Herrschaften, aber auch Andere. Im Laufe des Sommers war es Mode geworden, daß die Leute am Sonntage den langen Weg hierher wanderten, um die Sotkamoleute zu sehen. — Mit leeren Händen wollte aber Niemand kommen, Jeder brachte mit, was er konnte, und hatte Jemand nichts zu geben, so blieb er einen oder einige Tage dort, um beim Bau zu helfen und am Zaune zu arbeiten. Ich habe oft gedacht, die Menschen sind doch eigentlich recht hilfbereit, wenn sie einmal in Gang kommen. Das Schwerste ist, sie in Gang zu bringen.

Als der Herbst kam, zogen sie in ihr Häuschen ein, und Ihr könnt mir glauben, es stand auch eine Kuh im Stalle, die sie sich halb als Geschenk, halb auf Schuld angeschafft hatten.

Aber im Spätherbste brach im Dorfe eine schwere Seuche aus, eine Fieberkrankheit. Viele starben daran. — — Sie fand den Weg auch hierher. Erst starb das Weib, nach einigen Wochen auch der Mann. Ihre Leichen wurden auf Kosten der Armenverwaltung begraben und die beiden Jungen werden im Dorfe der Reihe nach herumgeschickt. Ja — Ihr habt sie Beide am Strande bei Ankunft des Dampfschiffes betteln sehen. Sie sind jetzt zehn und zwölf Jahre alt.

Seitdem ist hier Alles verfallen. Es wollten

wohl Manche fortsetzen, wo die Sotkamoleute geendet, aber der Eigenthümer schlug es ab. Es sollte bleiben, wie es war. — — Nach einiger Zeit wird hier wohl wieder Wald gewachsen sein und jede Spur eines Ansiedelungsversuches verschwinden, der jedenfalls schlecht geendet hätte; — denn hier giebt es nirgends in der Nähe eine passende Wiese, und man sagt ja, die Wiese ist des Ackers Mutter.

---

Ungefähr so theilte mir Timo die kurze Geschichte der Sotkamoleute mit, während wir im Grase ausgestreckt unsere Mittagsrast hielten, auf derselben Stelle, wo sie ihren so plötzlich unterbrochenen Versuch ausführten, sich ein Heim in der ungastlichen Einöde zu schaffen. Die Birke senkte ihren Schatten über uns, während die Sonne heiß über der verwachsenen Rodung brannte und über dem braunen Wasser des Sees, wo die Taucherente fortwährend vorwärtsschwamm oder mit einer schlangenartigen Bewegung des Halses untertauchte. Sie hatte sich an den ungestörten Besitz des Sees gewöhnt und schien sich wenig um unseren zufälligen Besuch in ihrem Gebiet zu kümmern. Dicht an meiner Seite kämpften einige braune Ameisen eifrig mit einem großen glänzenden Käfer, den sie ohne besonderen

Erfolg bald hierin bald dorthin vorwärts zu ziehen versuchten. Der Käfer war offenbar von früheren Fluchtversuchen ermüdet. Er lag jetzt wie todt auf dem Rücken, hatte die Beine dicht an den Körper gezogen, und ließ die Ameisen wirthschaften. Nur an den Bewegungen der Fühler, welche bisweilen vorsichtig vorgeschoben aber schnell wieder eingezogen wurden, sah man, daß er am Leben war und nur aus List oder Politik so unbeweglich da lag. Die Ameisen bissen hinein, wo sie konnten, und zogen aus allen Kräften, aber meist in verschiedenen Richtungen, so daß die Energie der einen die der anderen aufhob. Hatte eine den Käfer in einer Richtung ein Stück vorwärts gebracht, so zogen andere ihn wieder auf die Seite oder zurück. Die Sonnengluth schien sie nicht im Geringsten zu geniren. Sie waren in ununterbrochener Bewegung, liefen rücksichtslos über einander und über den Gegenstand ihres Wetteifers. Es fehlte wenig, so wären sie einander in die Haare gerathen wegen des vermeintlich todten Käfers. Ich verfolgte eine Zeitlang mit Interesse ihr planloses Treiben. Es war ja nur ein Spiegelbild dessen, wie wir Menschen häufig unsere äußersten Kräfte verschwenden, ohne klares Ziel, unangemessen den uns zu Gebote stehenden Kräften, ohne Einigkeit, um gemeinsam ein gegebenes Ziel zu erreichen.

Als ich aber schließlich die Hand ausstreckte und den Käfer berührte, fand er es für gut, seine Rolle aufzugeben. Er zog den Körper zusammen, schnellte in die Höhe, fiel auf die Füße und lief eilig davon, während die Ameisen nach allen Seiten aus einander liefen, um Gelegenheit zu einer neuen, ebenso wenig lohnenden Anstrengung zu suchen.

Timo war verstummt und schlief auf dem Rücken liegend, die Hände gekreuzt über dem Leibe ohne Gefühl für die Fliegen, die über seine geschlossenen Augen auf und ab spazierten, Flügel und Beine putzten und einander auf seinem unbeweglichen Gesichte jagten.

Wahrscheinlich war ich darüber auch eingeschlummert, denn ich fuhr hastig auf, als die Taucherente lauter als gewöhnlich aufschrie — — sah auf die Uhr und weckte Timo, worauf wir unsere Wanderung fortsetzten.

Bald verfolgten wir einen Fußweg, bald schlugen wir uns im Vertrauen auf Timo's Ortskenntniß quer durch den Wald, um zu einem besonders guten Bestand zu gelangen. Die Luft wurde gegen Abend kühler und der Gang über die oft beschwerlichen Steinrücken oder den nassen Sümpfen entlang leichter, wobei Timo begierig von den halbreifen Schellbeeren pflückte. Dafür wurden aber die Mücken

immer zudringlicher. Blieben wir nur einen Augenblick stehen, so umhüllten sie uns wie eine Wolke und trotzten sogar dem Rauche von Timo's starkem Blatttabak, weshalb wir nach jedem Halt eine Strecke vorwärts liefen um dem dicksten Schwarme zu entgehen.

Es dämmerte schon, als wir wieder auf die Felder um das Lieksadorf kamen, über denen der Rodungsrauch jetzt stechend und scharf als dichter Nebel lagerte, durch den die Häuser nur undeutlich hindurchschimmerten. Aus verschiedenen Richtungen hörte man den Laut der Kuhschellen und Glocken, die Thiere standen auf ihren Nachtplätzen versammelt und schlugen emsig nach den zudringlichen Fliegen. Aus den Häusern erklangen mitunter die fröhlichen Stimmen junger Mädchen und Burschen, die die Ruhezeit des Abends nach bestem Vermögen verbrachten, und lange folgten uns die Töne einer kunstlosen Weise, die ein Mädchen immer von Neuem wiederholte, während sie an den Grabenrändern hin von einem Hofe zum anderen wanderte.

---

Als ich mich am anderen Morgen über die Bucht zur Dampferbrücke rudern ließ, um nach Süden zu reisen, empfingen mich die beiden Sotkamojungen am Strande und liefen hinter mir her mit ihrem

einförmigen, gellenden Rufen: „— — gieb eine Münze — — gieb ein paar Penni! — — — zu Brod — — zu Brod! — — gieb ein paar Penni.“ Der Mann, welcher meine Sachen trug, sagte, man solle ihnen nichts geben, sie wären im Dorfe auf Unterhalt und erhielten schon ihre Nahrung, ohne daß das Geld der Reisenden beim Bäcker für Weißbrod vernascht zu werden brauchte. Aber Timo's Erzählung von den Sotkamoleuten am kleinen See draußen in der Einöde lebte noch frisch in meinem Gedächtniß, und die Jungen bekamen mehr als gewöhnlich, so daß sie wenigstens einmal ihr Gelüste an des Bäckers Weißbrod stillen konnten. Es geschah ihnen das wohl nicht allzu häufig.





## II.

# Das ungeschwänzte Kalb.

### Von Santeri Ingmann.

### Aus dem Finnischen von Max Buch.

Unser Städtchen gehört durchaus nicht mehr zu den letzten im Lande, nein, keineswegs. Es hatte schon seine eigene Zeitung und eigene Druckerei, und es giebt Städte, welche weder das Eine noch das Andere besitzen.

Ja, und die Druckerei war ganz neumodisch; — nur ein kleiner Umstand machte sich störend bemerkbar: es gab nichts zu drucken. Die Herstellung der Zeitung nahm ja freilich jede Woche zwei Abende und zwei Morgen in Anspruch, aber in der Zwischenzeit stand die Druckerei still, und die Drucker faulenzten, erhoben ihren Gehalt für ihre unbenutzte Kunst, trieben sich in den Krügen umher und erregten Verdruß und allgemeines Aergerniß.

War das nun in der Ordnung?

Die Buchdruckerei-Actiengesellschaft hatte schon mehrere Versammlungen abgehalten, um zu beschließen, was man drucken solle. Es war das Eine und Andere geredet worden, hier und da hatte man sich erkundigt, es waren Vorschläge gemacht und Angebote geprüft worden; die Vorschläge aber wurden bemängelt, die Angebote verworfen und kein Beschluß gefaßt.

Wieder waren die Actionäre versammelt, und es schien, als solle es ebenso gehen wie früher. Man konnte nichts zum Drucken ausfindig machen, das Allen zugesagt hätte, an jedem Ding fand immer irgend Jemand einen Haken, es wurde bemängelt und benörgelt und fallen gelassen.

Da stand Niiranen, der Gerber, auf, der auch eine Actie besaß, sich aber bisher nicht für klug gegenug gehalten hatte, an den Schriftdebatten Antheil zu nehmen, und sprach:

„Soll das eine Buchdruckerei sein, die unnütz da steht und feiert? Und eine schöne Actiengesellschaft das, die da zwei Mal im Monat zusammenkommt und zu keinem Beschluß gelangt. Ich kann auch nicht verstehen, welchen Fehler eigentlich all' die Drucksachen haben, daß sie nichts taugen. Ich werde aber eine vorschlagen, woran nichts auszusetzen

sein dürfte, und zwar proponire ich, daß wir die Sache hübsch vom ersten Anfang beginnen und ein Abc-Buch drucken."

Ein Abc-Buch. — Das war was Neues, und das fand Anklang.

„Ich kann diesen Vorschlag nur auf das Wärmste befürworten", sagte der Postmeister, der sonst immer hurtig bei der Hand gewesen, alle Vorschläge zu bemängeln und zu verwerfen. „Ich möchte nur meinerseits vorschlagen, daß wir Bilder aus Deutschland dazu verschreiben."

„Auch ich stimme bei", sagte Rihkanen, der Kaufmann. „Dies ist eine Arbeit, die in keinem Falle Verlust geben, mit der Zeit aber ein gutes Geschäft werden kann. Die Druckkosten können nicht allzuhoch werden, auch wenn wir Bilder dazu bestellen, man braucht auch kein hohes Verfasserhonorar zu bezahlen, und dabei ist der Artikel gangbar wie Blatttabak."

Der Volksschullehrer Posio, der alle Dinge von einem etwas höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten pflegte und einen idealeren Standpunkt hatte, als alle Uebrigen, unterstützte den Vorschlag ebenfalls.

„Meiner Ansicht nach müßten wir Alle dem Antragsteller für seinen schönen Fund dankbar sein und uns sofort mit allem Eifer an die Arbeit

machen. Denn für Anfänger, wie wir es in dieser Arbeit der Ausbreitung des Lichtes im Volke sind, paßt es auch, daß wir bescheiden beginnen. Dabei ist dies keineswegs ein unnützes Unternehmen, ganz im Gegentheil ist dies ein Unternehmen, welches ...“

Es folgte eine längere Rede über das Thema „Licht für's Volk“.

Der Rector und der Fiscal redeten ebenfalls für die Sache, und auch der Doctor sagte nichts dawider, er brummte nur etwas in den Bart.

Der Vorsitzende, der einzige Commerzienrath der Stadt, hörte die langen Debatten mit Geduld an und der Magister schrieb eifrig das Protocoll. Endlich, als Niemand mehr um's Wort bat, erhob sich der Vorsitzende:

„Es ist uns hier ein sehr beachtenswerther Vorschlag gemacht worden, der reiche Unterstützung fand, ohne daß gegen denselben meines Wissens eine Stimme sich erhob. Ich frage Sie daher zunächst, meine Herren, ob wir, wie hier vorgeschlagen wurde, die Sache vom Anfange an beginnen sollen.“

„Ja, ja!“

„Wir drucken also ein Abc-Buch, ein Bilder-Abc?“

„Ja, ja!“

„Und die Bilder bestellen wir aus Deutschland?“

„Ja, aus Deutschland!"

Der Vorsitzende schlug mit dem Hammer auf den Tisch und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn.

So war denn endlich ein Beschluß gefaßt worden, und Alle fühlten sich recht erleichtert, als der schwere Anfang einmal überstanden war. Eine freudig angeregte Stimmung bemächtigte sich der Herren, und das Bewußtsein, daß man doch etwas gethan habe, und das durch dies Bewußtsein bedingte freudige Vertrauen auf die Zukunft beherrschte Alle. Nach der Wahl eines Ausschusses — aus fünf ordentlichen und zwei außerordentlichen Mitgliedern bestehend — wurde dann einmüthig beschlossen, einen gemeinsamen Trunk für das Gelingen ihres Unternehmens zu thun. — —

Es verging ein Monat und zwei. Der Text war geschrieben — aus Altem und Neuem schön zusammengestellt. Die Bilder waren aus Deutschland bestellt und angekommen, und wieder wurde eine Versammlung einberufen, um die Vorschläge des Ausschusses zu prüfen und einen endgültigen Beschluß zu fassen.

Etwa ein Dutzend Bilderformen — Clichés genannt — waren soeben angekommen, man brauchte also nur zu drucken. Diese Bilder wurden nun

zunächst betrachtet und bewundert. Da war nun auch ein Bild darunter, Joseph, die Heerde hütend.

„Da sind Ziegen und Schafe — und Kühe, nicht zu vergessen.“

„Ja, und ein Kalb im vollen Galopp, den Schwanz in die Höhe.“

„Ja, wirklich, den Schwanz in die Höhe und etwas gekrümmt.“

„Das ist doch ein wenig unnütz, daß das Kalb so gezeichnet ist, den Schwanz so unnatürlich in die Höhe; das ziert das Bild nun gerade nicht“, ließ sich sogleich der Postmeister vernehmen, um doch etwas zu tadeln.

„Sehr störend bei einem so ernsten Gegenstande“, fügte der Rector hinzu.

„Nicht nur störend ist es, sondern meiner Ansicht nach auch höchst unpassend, es verletzt im höchsten Grade nicht nur das Schönheits-, sondern auch das Schamgefühl.“ — So Posio, der Schulmeister.

„Wie soll das nur anstößig sein, ein Kälberschwanz!“ meinte der Gerber und reichte das Bild dem Rector. „Das Bild ist gut, finde ich, und der Schwanz auch.“

„Ich bin ganz der entgegengesetzten Ansicht und verstehe nicht, wie man uns für ein Kinderbuch solch ein schamloses Bild schicken konnte“ —

der Rector hatte das Bild ärgerlich auf den Tisch geworfen und tupfte während des Redens immer gerade auf den erhobenen Kälberschwanz. „Das können wir nicht in unser Abc-Buch drucken, und ich proponire daher, daß wir das Bild ganz fortlassen.“

„Das geht nicht an“, erklärte Rihkanen, der Kaufmann. „Wir haben die Bilder von Weitem her, aus Deutschland, verschrieben, haben sie bezahlt, etwa um sie zu Grunde gehen zu lassen? Nein, sind sie einmal gekauft, so müssen sie auch verkauft werden; und was den Kälberschwanz angeht, so brauchen wir ihn nicht zu drucken, wenn er wirklich so greulich ist. Wir lassen den Schwanz ganz weg, das ist die einfachste Sache von der Welt.“

„Dann hätten wir ein ungeschwänztes Kalb“, bemerkte der Magister, ohne den Kopf von seinen Schreibereien zu erheben.

„Ja, und was wäre dabei? Es wäre weniger anstößig!“

„Sollen wir ein ungeschwänztes Kalb . . .?“ Der Vorsitzende wußte nicht recht, wie er das zur Abstimmung vorschlagen sollte. — Da erhob sich der Doktor.

„Das ist ja der reine Unsinn. Das ist doch ganz natürlich, daß das Kalb mit erhobenem Schwanz

gezeichnet wird, da es nun einmal solch ein lustiges Oechslein ist, das hüpfend und ausschlagend munter umherspringt und ausgelassen spielend über's Feld galoppirt, den Schwanz lustig erhoben. Es wäre unnatürlich, wenn es irgendwie anders gezeichnet wäre — ein fröhliches Kälbchen! Das beweist gerade die gute Beobachtung und das feine Verständniß des Künstlers, und es wäre der hellste Unsinn, wenn wir deshalb das Bild fortließen, und noch unvernünftiger und lächerlicher, wenn wir den Schwanz verkürzten. Das Bild ist so, wie es ist, schön und natürlich."

„Natürlich, ja freilich ist's natürlich!" rief der Rector, der schon anfing hitzig zu werden, „aber ist das eine passende Natürlichkeit? Es ist auch natürlich, wenn der Hund sich die Seiten kratzt, und wenn das Schwein sich im Dr. . . wälzt, aber ist das Kunst? Und ist das solch eine Kunst, die man passender Weise den Kindern bietet, den Kindern des Volkes? Das möchte ich fragen!"

„Nun, nun", versuchte der Postmeister einzulenken, der eigentlich die ganze Kälberschwanzfrage zuerst aufgeworfen hatte, ohne sich vorzustellen, daß sie solch einen Sturm erregen würde, „man braucht ja die Sache nicht von einer so häßlichen Seite zu betrachten; und wenn man es recht bedenkt, so sehen die

Kinder ja jeden Sommertag auf der Weide und auf jedem Viehhofe die Kälber in derselben Weise spielen, und im Bilde wird das doch nicht schlimmer sein."

„Wirklich!" rief Posio, beide Silben betonend. — „Wir haben meines Dafürhaltens unsere Aufgabe ganz falsch aufgefaßt, und es wäre besser gewesen, uns gar nicht mit dem Bücherdrucken zu befassen, als solche Schamlosigkeiten zu drucken. In die noch unverdorbenen Tiefen des Volkes wollen wir den elendesten Schmutz und Unrath ausstreuen. Und den Kindern dieses Volkes wollen wir ihre glückliche, reine Kindheit vergiften und damit die ganze Zukunft unseres Volkes und seine Bildungsfähigkeit zerstören!"

„Es ist ja freilich eine abscheuliche unanständige Manier, das Kalb so mit erhobenem Schwanze zu zeichnen", gab jetzt auch der Gerber zu, „aber ich finde, daß es doch bei einem Kalbe nicht so gefährlich sein kann, bei einem wenige Wochen alten Milchschnäuzchen, von dem man doch nicht viel Lebensart erwarten darf. Ja, wenn es ein ausgewachsener Ochse oder eine alte Kuh wäre! Aber solch einem Kälbchen können wir so was wohl verzeihen."

„Oho!" platzte jetzt Spets, der Fiscal, heraus. „Ist das Ordnung, ist das Anstand! Jetzt sollen auch die Kälber schon anfangen ihre Schwänze in die Höhe zu recken, was werden dann die Anderen

thun! Und welche Begriffe von Anstand und Sitte sollen die Kinder bekommen, wenn man ihnen so etwas zeigt!"

„Ich sagte schon einmal, daß das Unsinn ist", erklärte der Doctor. „An solch einem Quark, einem Kälberschwanz, malet Ihr jetzt schon stundenlang herum; und da wird noch Bildung und Anstand mit hineingemengt; und doch hätten wir wichtigere Dinge zu besprechen. Laßt einmal dies unglückliche Kalb in Frieden!"

„Hier ist gar nicht mehr vom Kälberschwanz allein die Rede, sondern von dem Grundprincip, auf das unsere Actiengesellschaft überhaupt gebaut ist, denn sie hat die Aufgabe, Wissen und Bildung im Volke zu verbreiten" — der Rector wurde immer hitziger — „ja, hier ist die Rede von noch viel wichtigeren Principien, denselben Principien, um welche leider auch auf unserer finnischen Halbinsel schon ein Streit entbrannt ist, wo auf der einen Seite im Dienste des Lichtes für die hehren Ideale gekämpft wird und auf der anderen für die Fäulniß, die unter'm Schutz des unschuldigen Namens „Wahrheit" und „Natur" auch schon in unseren friedlichen, weltentfernten Verein zu bringen droht. Ich bitte Sie daher dringend, meine Herren, denselben vor diesem Gift zu bewahren, ehe es unsere schöne Arbeit zerstört."

Der Doctor wurde unruhig; dies bemerkte der Vorsitzende, und auch ihm schien die Debatte sich bereits in bedenklichem Grade auszudehnen. Dem mußte gesteuert werden.

„Meine Herren, ich möchte darauf aufmerksam machen, daß die Debatte sich über Gebühr ausbreitet. Wir müssen uns an einen Gegenstand halten, sonst können wir zu keinem Beschluß kommen. Wenn ich recht verstanden habe, so müssen wir uns zunächst über dies Bild, diesen — Kälberschwanz verständigen. Nicht wahr?“

„Ja, ja.“

„Es sind zwei Vorschläge gemacht worden und zwar einerseits, dies Bild überhaupt nicht zu drucken und andererseits, nur den Schwanz zu beseitigen — der letztere Vorschlag hat jedoch meines Wissens keine Unterstützung gefunden.“

Der Fiscal bat um's Wort.

„Ich hatte vorhin die Absicht, diesen Vorschlag zu befürworten. Gerade dieser Schwanz ist ja das Unanständige an der Sache, und seinetwegen braucht man doch nicht Joseph mit der ganzen Heerde fortzulassen.“

Der Gerber Niiranen sprach sich gegen ungeschwänzte Kälber und andere krüppelige Creaturen aus, der Postmeister ebenso, und die Debatte ent-

flammte von Neuem. Der Schullehrer betrachtete die Sache nochmals von einem höheren Gesichtspunkte aus und machte auf die Gefahren aufmerksam, welche ein unüberlegter Beschluß für Volk und Vaterland haben könnte. Der Rector verstieg sich in der Hitze des Gefechts zu der Behauptung, wer in geringeren Dingen den Schmutz als etwas Natürliches vertrete, auf den könne auch in größeren sittlichen Fragen kein Verlaß sein, da seine Begriffe von Scham und Sitte unklar seien."

Da wurde endlich auch der Doctor böse.

„Solch eine Sittlichkeit, die vor einem Kälberschwanz erröthet, ist sehr verdächtiger Art. Dem Reinen ist Alles rein, aber umgekehrt scheint der Satz auch seine Richtigkeit zu haben. Es gehört eine recht unsaubere Phantasie dazu, um in der Erscheinung, daß ein galoppirendes Kalb den Schwanz hebt, etwas Unsittliches zu erblicken. Das Volk hat sie nicht und noch weniger seine Kinder. Solch eine Phantasie hat nur derjenige, welcher sie mit unsauberen Gedanken zu solcher Empfindlichkeit erhitzt hat."

Das war zu viel. Der Vorsitzende bat die Herren, nicht persönlich zu werden, sondern bei der Sache zu bleiben. Aber der Rector hatte sich schon erhoben und Hut und Stock ergriffen. Im Gehen

äußerte er noch mit schwacher kummervoller Stimme, „es erfülle ihn mit Schmerz und Betrübniß, zu sehen, wie die Arbeit, von der er gehofft, es werde Segen aus ihr sprießen, sich in Fluch verkehre. Aber er schüttele den Staub von seinen Füßen und könne nicht mehr einem Vereine angehören, wo ein Mann geduldet werde, der unbemäntelt und ungestraft Behauptungen ausspräche, die derart kränkend wären, daß man die Verhandlungen nur noch im — Gerichtssaale fortsetzen könne."

Er ging, und ihm folgten der Fiscal mit dem Lehrer. Die Uebrigen blieben in schwer gedrückter Stimmung zurück, es blieben auch die zerstörten Hoffnungen der gemeinsamen Arbeit und eine quälende Ungewißheit der Zukunftsaussichten.

Und an alle dem war der Kälberschwanz schuld.

So blieb die Frage offen. Es standen sich zwei, ja eigentlich drei Meinungen so schroff und unvermittelt gegenüber, daß man nicht wagte, die Sache durch eine Abstimmung zu erledigen, welche dem Vereine hätte den Todesstoß geben können; zudem hatte man schon tief in die Nacht hinein gesessen.

Auf des Gerbers Vorschlag beschloß man, bis zur nächsten Sitzung die Meinung anderer, außerhalb des Vereins stehender, einflußreicher Mitbürger einzuholen, besonders die des Bürgermeisters und des Pastors.

Diese wurden denn auch um ihren Rath gefragt, und nach kurzer Bedenkzeit sandten sie beide ihr schriftliches Gutachten ein.

Das Gutachten des Bürgermeisters besagte: daß, wenn so etwas in den Straßen der Stadt passirte, — daß nämlich ein Kalb mit erhobenem Schwanze umhergaloppirte — und ein Fremder aus der großen Welt das sehe, dieses der Stadt nicht zur Ehre gereichen könne. In einem, für das niedere Volk bestimmten Kinderbuche jedoch könne das nicht so gefährlich sein.

Der Probst seinerseits hatte in der heiligen Schrift keine Stelle gefunden, wo dergleichen ausdrücklich verboten wäre und müsse er deshalb annehmen, daß es erlaubt sei. Denn wenn es unerlaubt wäre, müßte davon doch an irgend einer Stelle der Schrift die Rede sein.

Auf diese Gutachten hin wurde das Abc=Buch endlich gedruckt und erschien, „um Licht in der Welt zu verbreiten", und das Kalb behielt seinen Schwanz. Der Rector, der Lehrer und der Fiscal jedoch befreiten sich von jeder Verantwortung: Sie veräußerten ihre Actien auf dem Wege des Meistgebots.

* * *

Während nun in jener denkwürdigen Sitzung die Männer sich um den Kälberschwanz in den Haaren lagen, saßen die Frauen zu Hause, mit Ungeduld ihrer Männer harrend, und sich wundernd, wo diese blieben. Wenn sie nur nicht wieder gegangen sind, einen Verbrüderungstrunk zu thun! O die Männer! Die Doctorin dachte, so sitzt jetzt wohl auch die Rectorsfrau . . . . und sie beschloß, sogleich durch das Telephon anzufragen — das Städtchen erfreute sich eben auch schon dieser Bequemlichkeit der Neuzeit — ob ihr Mann heimgekehrt sei. Die Arme vergaß in ihrem Kummer, daß das Telephon in der Nacht geschlossen ist und ahnte außerdem nicht, daß ihre Freundschaft mit Rectors für ewige Zeiten aus war oder eben ihren Todesstoß erhielt.

Bald aber erfuhr sie es und erfuhren es die Anderen, und schon früh am nächsten Morgen wußte es die ganze Stadt. Den eigentlichen Zusammenhang kannten freilich die Wenigsten. Man erzählte sich allerdings, ein Kälberschwanz oder ein ungeschwänztes Kalb sei die Ursache des Streites gewesen, aber man glaubte doch, es müsse etwas Größeres zu Grunde liegen.

Noch weniger Genaues wußten die Dienstmädchen, welche zum großen Aerger ihrer Frauen auf dem Markte und beim Brunnen stundenlang in Haufen

bei einander standen und von jenem wunderbaren Ereigniß schwatzten. Sie kannten von der ganzen Sache eigentlich nur die Worte: ungeschwänztes Kalb. Aber diese beiden Worte waren auch in jenem Herbst sehr berühmt und viel genannt von Alt und Jung, denn sie verursachten große Erschütterungen der ganzen Gesellschaftsordnung des Ortes.

Wie nämlich der Doctor und der Rector in Streit gerathen waren, so überwarfen sich auch die Uebrigen mit einander, vor allen der Gerber Riiranen und der Fiscal Spets, sie wußten selber kaum warum. Ihre Häuser lagen neben einander, ein niedriger Bretterzaun nur trennte die Höfe, weshalb ihre Kinder früher vom Morgen bis zum Abend zusammen gespielt hatten, bald auf dem einen bald auf dem anderen Hofe; jetzt aber prügelten auch sie sich, bald an der Pforte, bald auf der Straße, und die Gerberskinder schimpften die anderen: ungeschwänzte Kälber. Ja, sogar des Gerbers kleiner Ero, ein vierjähriger Knirps, der noch nicht über den Zaun gucken konnte, war auf eine Tonne geklettert, drohte den Fiscalskindern mit der Faust und schrie:

„Ungeschwänztes Kalb, ungeschwänztes Kalb!“



# III.

# Flegeljahre.

Von K. A. Tavaststjerna.

Aus dem Schwedischen von Johannes Öhquist und Anna Buch.

## I.

## Sonntagvormittag.

An einem richtigen herrlichen Sonntagvormittag im Sommer auf dem Lande ist Alles frei. Unter den großen Birken auf der Weide lassen die Pferde die Köpfe über den Zaun hängen und sind viel zu träge, um in der Sonnenhitze an den kurzgemähten Grasstoppeln zu fressen. Die Kühe naschen und rupfen hier und da, und duseln, behaglich wiederkäuend, ein.

Nichts rührt sich auf dem Hofe; die Arbeitskarren stehen im Schuppen — in der Stubenthür schmaucht der einzige erwachsene Knecht, der zu

Hause geblieben ist, während die Uebrigen zur Kirche gefahren sind, seine Pfeife, und in der Küche ist es so still, daß man nur die Fliegen summen hört. Das Hausmädchen, dessen dunkles Haar von Festtagspomade glänzt, sitzt am offenen Fenster — das weiße frischgestärkte Kopftuch ist ihr auf die Schulter geglitten — und liest halblaut im Gesangbuche. Die einzige, die keine Ruhe hat, ist Mutter. Drinnen im Speisezimmer sorgt sie für den Mittagstisch und ist an dem großen Schranke mit den vielen Fächern und Schubläden beschäftigt, wo eine eingefangene Fliege in der halboffenen Zuckerschale zwischen Zwiebackkörben und Manna- und Makronendüten musicirt.

Vor den Fenstern auf der Sonnenseite blüht der Faulbaum, so schläfrig und matt von der Hitze, daß er seine von Raupen zerfressenen Blätter kaum rühren mag, wenn hin und wieder ein lauer Windhauch vom Roggenfelde herüberzieht, um ihn zu necken.

Vater liest und steht mehrere Male in der Stunde auf, um das Thermometer in Augenschein zu nehmen, das 27 Grad Celsius im Schatten zeigt. „Wir bekommen Gewitter“, sagt er. Die Geschwister sind mit Lesen beschäftigt — natürlich Feiertagslectüre, und der große Bruder rekelt sich mit seiner Cigarre auf dem Sopha in der Wohnstube. Das

Wichtigste von Allem ist aber doch, daß der dreizehnjährige Hofjunge frei ist, denn nun kann der junge Herr auf dem Hofe frank und frei über dessen Zeit und Erfindungsgabe verfügen.

Und sie stürmen den Berg zum Viehhof hinunter, daß der Staub hinter ihnen in Säulen steht... dort haben sie ihre Eisenbahn in der Sandgrube, dicht bei dem alten, verfallenen Kartoffelkeller, der eben zu einem großartigen Bahnhof eingerichtet wird. Es ist gründlich heiß in der Sandgrube, mitten in der Sonnengluth, aber die Jungen haben ihre Röcke an die Erlenbüsche gehängt und der Kittel des Hofjungen, der roth gefüttert ist, dient als Haltesignal für alle ankommenden Züge — sonst dürfte es ein entsetzliches Eisenbahnunglück geben.

Im Garten feiern selbst die Spatzen den Sonntag und lassen für einige Stunden die Gemüsebeete und das Erbsenfeld in Frieden, um in der Tiefe dorniger Stachelbeerbüsche und undurchdringlicher Geisblattlauben Schatten zu suchen. Auf dem ruhenden See blitzt dann und wann ein Silberstreifen auf ... er droht sich auszubreiten, entschließt sich aber endlich zu einem Mittagsschläfchen in dem weiten Schilfröhricht zu beiden Seiten der Flußmündung am Pfarrhofe. Und durch die Sonntagsstille dringen aus weiter Ferne zwei, drei schwache Glockenklänge

heran . . . einsam und absterbend — es ist das Kirchengeläute, just bevor die Abendmahlsgenossen herantreten, um Vergebung ihrer Sünden zu empfangen . . .

Da ruft eine schrille Mädchenstimme von der Flurtreppe:

„Eee—rich! — Eee—rich! — komm zur Andacht!“

Aber Erich hat soeben den Bau eines gewaltigen Waarenmagazins hinter dem Kartoffelkeller übernommen, wo es Plankenreste die Hülle und Fülle giebt . . . und sobald er das Magazin fertig hat, wartet ein Ballastzug auf seinen Locomotivführer und er muß den Zug unbedingt zum Bauplatz führen, denn der Hofjunge hat bald kein Material mehr für den hohen Sandwall, der in einem fortwährenden Einsturz begriffen ist ... Es ist kein Wunder, daß er den Ruf gar nicht hört, obgleich er ihn im Stillen jeden Augenblick erwartet.

„Eee—rich! — Eee—rich! — komm zur A—andacht!“

Dieses Mal war es näher. Die Schwester ist auf den Gartenzaun geklettert, klammert sich an die herabhängenden Birkenzweige und ruft aufs Gerathewohl in die Sonntagsstille hinein.

Erich hört nichts, aber der Hofjunge sieht ihn

fragend an, wie er mit dem Ballastzuge herangebraust kommt ... vorsichtshalber ohne Signalschrei, obgleich das Signalschreien sonst immer die Hauptsache beim Eisenbahnbauen war.

In seiner Einfältigkeit sagt der Hofjunge: „Sie rufen!“

„Wo denn? Ich habe nichts gehört“, behauptet Erich bestimmt, und der Hofjunge wagt nicht zu widersprechen.

Plötzlich ist Pech in das Spiel gekommen. Der Ballastzug ist in Unordnung gerathen und der Sandwall stürzt und rollt fortwährend, aber immer ferner und ferner hört man: „Erich ... Eee—rich ...!“

Erich hat seine Unbefangenheit wiedergewonnen, schreit mit halber Stimme das Signal, als der Ballastzug abgehen soll, und der Hofjunge unterdrückt seinen Verdacht, daß man Erich gerufen.

„Pah! Wen sollten sie gerufen haben!“

Eine Weile ging die Arbeit ihren regelrechten Gang, die Locomotive pustete und schleppte und gab die Signale noch immer halblaut und vorsichtig, ... es beruhe auf dem Dampfdruck, erklärte Erich. Plötzlich warf er die Schaufel aus der Hand, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sagte:

„Sollten wir nicht nachsehen, ob der Kübel auf der Weide voll ist ...?“

Der Hofjunge hatte Angst vor Prügeln und hielt in Allem mit dem jungen Herrn. Die Jungen zogen ihre Röcke an und kletterten leise über den Gartenzaun, um nicht über den Hof gehen zu müssen, wo man Erich sicher zur Andacht geholt hätte.

Die Rufe hatten sich nach der Weide hin verzogen, und Erich berechnete ganz richtig, daß man aufgehört haben würde, ihn dort zu suchen, wenn er wirklich daselbst angelangt war . . .

Blitzschnell schossen sie über alle Querwege im Garten, wo man sie aus den Fenstern hätte sehen können, rupften sich einige Radieschen aus den Treibbeeten und schwangen sich dann über den hohen Plankenzaun.

In demselben Augenblicke, da sie über den zum Hofe hinaufführenden Fahrweg wollten, warf sich Erich kopfüber in den Graben am Wege und zog den Hofjungen nach sich. Bloß zwanzig Schritte weiter kam die große Schwester Jenny gegangen, im Begriff, Erich zu suchen.

Fast hätte das Kichern die Jungen verrathen, denn Schwester Jenny, die einige ungewöhnliche Laute vernommen, blieb stehen und sah sich forschend um, aber dann wanderte sie weiter, während die Jungen im Graben, nur einige Schritte entfernt,

nahe daran waren, vor Lachen über das geglückte Manöver zu ersticken. Jetzt erst begriff der Hofjunge die ganze Tragweite von Erich's Plan.

Auf der Wiese stand der Kübel, zur Hälfte gefüllt mit klarem Birkensaft aus dem mächtigen Stamme nebenan, an dem die Knaben eine förmliche Rinne angebracht hatten, um den Most aus dem prächtigen Baume zu zapfen. Erich setzte den Kübel an den Mund und schlürfte den süßen Saft bis über die Hälfte, bevor ihn der Hofjunge daran verhindern konnte, um auch seinen Theil zu bekommen.

Sie streckten sich der Länge nach im Schatten einer Hängebirke aus, ohne irgend welche Gewissensbisse zu fühlen, und der junge Herr zog gemächlich aus der Westentasche eine Cigarrette, die noch denselben Morgen in Vaters Cigarrettenschachtel auf dem Pfeifengestell gelegen hatte, doch war keiner von Beiden im Besitz von Zündhölzern, und so beschränkte sich die ganze Freude auf das Bewußtsein, daß sie trotzdem eine Cigarrette besaßen.

Allmählich fand Erich den Zeitpunkt für gekommen, sich persönlich bei der Hausandacht zu melden, denn sie mußte nun über die Hälfte gediehen sein, und blieb er ganz aus, so gab es Schelte. So begaben sie sich heimwärts.

Mit geröthetem, schwitzigem Gesicht, Moos und

dürre Grashalme auf dem Rücken und an den Aermeln, trat Erich in die Wohnstube, wo die Familie in demüthigen und frommen Stellungen herumsaß und zuhörte, wie der Vater die Predigt vorlas. Die Hausmagd hatte den Hofjungen bereits auf dem Hofe eingefangen und an's Putzen der Tischmesser gesetzt.

„Wo bist Du gewesen?"

„Nur auf der Wiese."

„Du weißt ja, daß wir immer um diese Zeit die Andacht halten ... Hast Du nicht gehört, daß man Dich gerufen?"

„Durchaus nicht!" versicherte Erich mit einem kühnen Blick, der ihm nicht ganz gelang.

Der Vater warf einen langen Blick auf ihn, und dann mußte er seinen Platz in der Nähe des Fensters einnehmen. Darauf wurde die Predigt fortgesetzt ... „Wenn Euere Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden ..."

Mehr hörte Erich nicht; er hatte seine Beine bequem untergebracht und konnte in den Garten hinausblicken, ohne allzusehr den Kopf wenden zu müssen, so daß die Anderen es gemerkt hätten ... Und nun eilten die Gedanken hinaus längs den

Syringenbüschen, an dem weiten Espenhain unten am Strande vorüber, fort über das Schilf und das spiegelklare Wasser, hinaus in die freie Welt . . . weit hinweg, dorthin, wo Eisenbahnzüge an Sonntagen und Werktagen rollten, ihre weißen Dampfwolken hinauspufften und pfiffen, und wo man nie stillzusitzen und endlose, langweilige Predigten voll alterthümlicher Worte anzuhören brauchte. . . . Die alterthümlichen Worte waren trotzdem im Grunde das Einzige von Allem, was ihm im Gedächtniß haften blieb.

Nachdem er in's Sonnenlicht hineingestarrt, bis ihm die Augen halb geblendet waren, und die Phantasie müde geworden, zum hunderttausendsten Mal sich über den Horizont zu schleichen, just dort, wo er am niedrigsten stand, über dem Schilf an der Flußmündung, blickte er zurück in's Zimmer und wartete, bis die Augen sich an das Tageslicht gewöhnten. In demselben Augenblicke senkte der Vater die Stimme, und das war jedesmal das Zeichen für Erich, sich bereit zu halten. Der Punkt kam, und der Vater hielt an, doch Erich fiel im rechten Augenblicke mit dem Vaterunser ein, wie er es gewohnt war . . . es ging schon längst wie am Schnürchen.

Während des letzten Theils der Andacht nahm

ihn der roth- und weißgestreifte Fußteppich vollständig in Anspruch. Er diente Erich als eine Art Karte . . . dort in jener Bucht lag die neue Ansiedelung — denn gewöhnlich spielte er während der Andacht Pionier draußen auf den Prairien im fernen Westen, oder auch in den Wäldern am Cap der guten Hoffnung zwischen tapfern Boers und feigen Buschmännern — und am Blockhaus vorüber floß ein Strom in den wunderlichsten Krümmungen, weiter unter den Schreibtisch — im Ganzen genommen recht regelmäßig, denn nach jedem neuen Viereck kamen dieselben Windungen wieder . . . Und dort, in der Nähe des Tischfußes, befand sich ein großer, schwarzer Tintenfleck — das Indianerlager.

Erich hatte einst zum großen Aerger des Vaters gegen seinen Willen das Indianerlager daselbst aufgeschlagen, indem er ein Tintenfaß auf die Diele kippte. Seitdem hatte man allerdings den Fuß des Schreibtisches auf den Fleck zu stellen gesucht, aber dieser war allmählich wieder hervorgekrochen und zeigte nun seine ganze ursprüngliche, phantastische Silhouette.

Erich war auf seiner Büffeljagd längs dem Rothen, das Land bedeutete, bis zur Mutter im Schaukelstuhl gelangt, als der Vater von Neuem die Stimme

senkte. Erich that einen Seufzer der Erleichterung, denn nun war es zu Ende. Er blickte zu den Geschwistern hinüber, die ebenfalls Alle erleichtert dreinsahen, besonders der große Bruder auf dem Sopha.

Er allein führte nicht die Hand an die Augen, als der Vater Amen gesagt hatte, und darum blieb auch Erich steif sitzen, ohne den Kopf zu neigen, wenngleich er die Hand in Bereitschaft hielt, im Fall jemand von den Eltern auf ihn geblickt hätte.

Als die Andacht zu Ende war, kam ein Wohlbehagen ohnegleichen über das sonnige Gemach. Der Vater sah sich den Thermometer in seinem Zimmer an und kam mit seiner dampfenden Pfeife zurück. Der große Bruder streckte sich behaglich im Schaukelstuhl und gähnte, die Mädchen hingen sich an den Vater oder an einander, die Mutter aber strich Erich leise und weich das Haar, das ihm an der Stirne klebte, und ging hinaus, um das Essen zu besorgen. Dann kam sie wieder, klatschte leicht in die Hände und rief Alle zu Tisch. Da nahm Erich einen tüchtigen Anlauf von seinem Platz, schlängelte sich weg, als der große Bruder ihm in die Haare fahren wollte, und drängte sich zwischen den beiden Schwestern in der Thür zum Speisesaale durch. Hier standen die Speisen so herrlich auf dem Tisch, und daß es Sonntag war, sah man an der hohen zierlichen

Glasschale in der Mitte, wo die Schlagsahne weiß wie Schnee zwischen den schwarzen Pflaumen, gelben Kuchenstücken und dem rothen Himbeersaft in zierlicher Unordnung hervorblinkte. Aber der Vater klopfte Erich auf die Schulter und sagte: „Nun, fang' an!“

Erich faltete seine Hände über der Stuhllehne, neigte den Kopf und sprach hastig:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was Du uns bescheeret hast.
Amen!

---

## II.

## Zwischen Weihnacht und Neujahr.

Nach dem Weihnachtsabend blieb der Christbaum immer eine ganze Woche im Saal stehen, mit einem weißen Bettlaken unter sich, um die dürren Nadeln aufzufangen, die nach und nach abfielen und rings herumlagen. Die Christnacht mit all ihren Freuden und Ueberraschungen ward eine Erinnerung an etwas Herrliches und Lichtes, das dahingegangen, und der Tannenbaum auf seinem Bettlaken im Saal erschien wie ein vertrocknetes Skelett dieser Herrlichkeit, das herumspukte und auf sein Leichentuch harrte. Doch

vor der Beerdigung wurde der Christbaum noch am Sylvesterabend mit großem Prunk hergerichtet, wo er von Neuem in seinem ganzen Schmuck von Lichtern und Silberpapierzierrath gekleidet ward. Aber es geschah ganz offen in Gegenwart der Kinder, banal und gar nicht geheimnißvoll; und obgleich der Christbaum doch eigentlich jetzt ebenso stattlich aussah, wie am Christabend selbst, so war das Ganze doch nur ein wehmüthiger Widerschein des Weihnachtsglanzes, ein Begräbnißfest eher als ein Geburtstagsfest, denn die Gaben fehlten und von Spannung war keine Spur mehr übrig.

Mit einem halbunterdrückten traurigen Gefühle, das im Halse kribbelte und beinahe weinerlich stimmte, biß man in seinen Apfel, und bei der letzten Plünderung des Baumes hatte man den bitteren Beigeschmack, daß es nun zu Ende war. Denn den Tag darauf sollte der Christbaum unwiderruflich hinaus auf den Kehrichthaufen. Dort lag er dann, links von der Küchentreppe, in all' seiner Erniedrigung bis weit in den Spätwinter hinein, unter Kartoffelschalen und Abfällen gebettet, mit grauen Eiszapfen aus Spülwasser an Nadeln und Zweigen, schäbig, degradirt, auf den Hund gekommen, und nur hier und da stach ein Fetzen Silberpapier gegen das Elend ab.

Auf seinen Schneeschuhfahrten nahm Erich gern seinen Weg dort vorbei, wenn er ausging. Dieses Bild des Verfalls aller Herrlichkeit lockte ihn geheimnißvoll und wehmüthig, und er trug vom Kehrichthaufen einen unklaren, beinahe unheimlichen Eindruck von der grauenvollen Zerstörungsarbeit der Zeit mit sich weit hinaus in die ebenen Flächen und zu den steilen Felsabhängen, wo endlich der frische, hastige Flug von der Höhe alle tiefsinnigen Betrachtungen fortblies.

Ja — der Christbaum stand und streute Nadeln auf das Bettlaken unter sich, zwischen Weihnachten und Neujahr. Hier und da hing noch ein Apfel, ein Stück Confect, eine Düte mit Rosinen oder ein halb ausgebranntes Licht; das Naschwerk zum größten Theil höher hinauf zum Wipfel, wo es unerreichbarer war. Vater hatte es gern, daß der Christbaum nicht gleich am Weihnachtsabende ganz und gar geplündert wurde, sondern daß man einen Theil der Herrlichkeiten die Weihnachtswoche hindurch an ihm hängen ließ, bis am Sylvester die Lücken ausgefüllt und neue Lichter aufgesteckt wurden. Er sah es gerne, daß die Kinder ihre Naschhaftigkeit zügelten, und deshalb wünschte er, daß das Weihnachtsnaschwerk unberührt blieb.

Erich begriff nie, weshalb man sich nicht ebenso

gut gleich mit einem Mal an all' der Herrlichkeit satt essen sollte; aber er beugte sich vor dem Willen des Vaters und dem Brauche im Hause, für ihn das Heiligste, das er kannte; beugte sich natürlich, so weit es in seinen Kräften stand. Denn mit den Räuberabenteuern und Indianergeschichten der Weihnachtsbücher kam eine unbeschreiblich wilde Lust zu allem Spannenden, allem Gefährlichen über ihn. Es gab wahrlich nicht viel derartiges in dem friedlichen Heim auf dem Lande, aber da es nicht da war, mußte es geschaffen werden. Und Erich schuf es; in einer Stunde grauer Dezemberdämmerung, wo Vater, Mutter und die älteren Geschwister nach dem Kaffee in der Wohnstube zwischen Saal und Speisezimmer saßen, brachte er es mit einem Staubbesen und seinem neuen Federmesser, das er als Weihnachtsgeschenk bekommen, zu Stande.

Drinnen im Speisezimmer streckte er sich auf den Bauch, das aufgeklappte Federmesser zwischen den Zähnen, ganz wie Lederstrumpf in geeigneten Augenblicken sein Jagdmesser zu tragen pflegte. Den Staubbesen hielt er in der rechten Hand und einige Ellen Bindfaden in der linken. So kroch er zur Schwelle der Wohnstube heran mit den obligaten Schlangenwindungen, deren sich die Indianer auf den gefährlichen Prairien westlich vom Mississippi

bedienten. Als er bis zur Schwelle der Wohnstube gelangt war, legte er den Finger an den Mund, gleichsam um sich selbst Schweigen zu gebieten, denn so thaten es die Pioniere auch, wenn sie recognoscirten. Darauf kroch er leise am Thürpfosten empor und überblickte mit seinen Falkenaugen die feindliche Stellung.

Vater saß wie gewöhnlich im Schaukelstuhl mit seiner Zeitung, die er aber nicht mehr zu lesen vermochte; Mutter in der Sophaecke, die Schwestern in Lehnstühlen und auf dem Sopha in der Nähe der Mutter, der große Bruder aber schien sein Kanapee in der Nähe des Fensters verlassen zu wollen, und das war das Beunruhigendste. Erich verachtete die Weiber tief — sie taugten nur, das Wildpret zu bereiten, Todtentänze zu tanzen und die Betten zu machen. „Und ihre Augen waren ihnen mit Blindheit geschlagen", sagte er zu sich selbst mit einem biblischen Ausdruck, dessen er sich aus der Andacht am zweiten Weihnachstage erinnerte. Im Vater und besonders im großen Bruder hatte er würdige Feinde. Der Vater war allerdings alt, aber sein Skalp war trotzdem als ehrenvolle Kriegsbeute durchaus nicht zu verachten, denn Erich hatte Proben seiner Muskelstärke gesehen — Proben, die ihm eine hohe Meinung vor dem Alter eingeprägt hatten.

Das Einzige, was ihn Vaters Skalp gegenüber beunruhigte, war die Frage, wie er ihn an seinem Gürtel befestigen solle, denn der Vater war ganz kahlköpfig. Aber das würde sich ja schon nachher zeigen, noch berührte ja sein Skalpirmesser noch nicht das glänzende, friedliche, unschuldige Haupt des Alten. Mit einer plötzlichen Milde wappnete sich Erich gegen seine eigenen Gedanken und fügte erläuternd für sich selbst hinzu, daß er nur im äußersten Nothfall, wenn er entdeckt und heftig angegriffen würde, zum Blutvergießen schreiten wolle. In seinem eigentlichen Plane lag weder Mord noch Todtschlag, er wollte, wie gesagt, nur zur Selbstvertheidigung Blut vergießen; — er war im Grunde genommen gar kein Freund von Grausamkeiten, im Gegentheil, er beschützte immer Kinder, Frauen und Greise mit dem Edelmuthe eines echten Ritters.

Der große Bruder war aufgestanden und schlenkerte, in ein Gespräch mit dem Vater vertieft, mit langen Schritten auf und ab. Er war unleugbar der Gefährlichste, wachsam und beweglich, gleichsam als hätte er irgend eine Gefahr gerochen. Ging er in den Saal, um sich Bewegung zu machen, so war Erich's Plan zerstört, und er folgte nun allen Bewegungen des großen Bruders mit den Augen eines Jaguars. Das Schlimmste war, entdeckt zu

werden — dann war er erbarmungslos dem vernichtenden Gelächter des Vaters und dem aufreizenden, höhnischen Grinsen des großen Bruders ausgesetzt. Sie beide verstanden ihn, und er würde sich über sein kindisches Benehmen vor ihnen schämen müssen. Es gab auch für den wilden Sohn der Prairien nichts Schlimmeres, als ausgelacht zu werden! Er hörte bereits die gellen, unverständigen Freudenschreie der Weiber sich in den Triumph der Männer mischen . . . o, er würde schon der Niederlage zu entgehen wissen!

Sicherheitshalber schlich er sich in Vaters Arbeitszimmer zurück und las in seinem Indianerbuche noch einmal eine Seite durch, wo ein ähnlicher Schachzug, wie er ihn jetzt auszuführen im Begriff stand, beschrieben war. Er fand keine recht zuverlässigen Angaben über die Art und Weise der Ausführung, denn die Indianer hatten doch ein so viel freieres Feld, als er dort drinnen in der Wohnstube. Aber er wußte, daß ein rechter Pfadfinder seine Kaltblütigkeit bei sich tragen und handeln müsse, wie es die Umstände erforderten; wenn er nur Muth und Kühnheit besaß, mußte Alles gut ablaufen.

Dreist griff er wieder zu seinem Staubbesen, schob das Federmesser zwischen den Zähnen zurecht und drückte die Bindfadenenden fest in die linke Hand.

Im nächsten Augenblicke hatte er sich unter den großen Tisch in der Wohnstube geschlängelt, ohne daß er von Jemand bemerkt worden war. Mit klopfendem Herzen und zurückgehaltenem Athem lauschte er wie ein echter Späher, ob der Feind irgend etwas Wichtiges zu besprechen hätte, was er nun aufschnappen und seinen Freunden Lederstrumpf und dem Mohikaner mittheilen könnte. Aber der Vater und der große Bruder besprachen nichts Anderes als das Abiturientenexamen und äußerten sich nicht im Mindesten über den bevorstehenden Streifzug auf das Gebiet der Pioniere oder über den Ueberfall auf das Fort Wiscounsin, was, wie er sicher wußte, die Indianer am Kriegsrathsfeuer zu besprechen pflegten. Nun rauchte der Vater nur seine ewige Friedenspfeife, und die Tabaksgluth glimmte dann und wann in dem Pfeifenkopfe.

Es war halbdunkel geworden, und der Zeitpunkt war Erich's Vorhaben günstig. Bald konnte man Licht anmachen, und dann war er entdeckt. Er glaubte Wiip-poor-will drinnen im ewigen Schweigen des Saales schlagen zu hören, aber als eine der Schwestern das Bein wechselte, um es über das andere Knie zu schlagen, war er sofort auf der Hut und untersuchte die Borsten an seiner Staubbürste — sie mußten das Zündkraut auf seinem langen Gewehr „Elenntödter“ vorstellen.

Erich lag unter dem großen Tische im Wohnzimmer volle fünf Minuten, ohne sich weiter zu wagen. Die Spannung drohte ihn zu verlassen, und ihn überkam eine plötzliche kühle Empfindung, als der Vater den Schaukelstuhl anhielt und scharf unter den Tisch blickte. Erich's Athem stockte.

„Es muß Mäuse unter den Dielen geben", vernahm er die Stimme des Vaters.

Erich preßte seine Hand auf den Mund, um seine Aufregung zu ersticken.

„Oder Caro ist hereingekommen und hat sich unter den Tisch gelegt. . . ."

Erich fühlte kalten Schweiß, er nahm das Skalpirmesser aus dem Munde und machte sich bereit.

Aber die Gedanken des Vaters nahmen eine andere Richtung und er vergaß sowohl die Mäuse wie Caro. Erich lag eine Weile ganz unbeweglich und war nahe daran, vor Athemnoth zu platzen, sein Herz klopfte wie das eines Vogels, den man in der Hand hält, bis er endlich Muth faßte; seine Entschlossenheit wurde grenzenlos und in einem Augenblicke, da die Mutter im Sopha das Wort ergriff und die Aufmerksamkeit dorthin gerichtet war, schlängelte er sich weiter zur Saalthür hin. Er erreichte sie glücklich und athmete mit einem tiefen, freudebebenden, triumphirenden Seufzer auf.

Aber wie er daran dachte, daß des Vaters Leben an einem Haar gehangen hatte, fühlte er sich von einem warmen, kindlichen Mitgefühl ergriffen, als wäre er jetzt eine ganz andere Person. Das Gefährlichste war überstanden, er band jetzt sein aufgeklapptes Federmesser an den Stiel des Staubbesens und schlich an den Christbaum heran, der auf dem weißen Bettlaken stand und seine Nadeln streute. Dank den hellen Tapeten des Zimmers sah er hoch oben einige Aepfel und Düten sich gegen die Decke abzeichnen, er schnitt sie vorsichtig ab und zog sich mit der Beute auf dem anderen Weg durch's Vorzimmer zurück. Zehn Minuten später trat er zu den Erwachsenen herein, die Hände auf dem Rücken und mit einer Miene, als wäre er mit dem Handschlitten von den Bergen gerutscht.

---

## III.

## Auf dem Krankenlager.

Erich kann, wenn er sich im Bette aufsetzt, durch das niedrige Fenster mit den Leinengardinen hinaussehen. Er hat den ganzen Morgen kerzengerade gesessen, die Kissen als Stütze hinter dem Rücken aufgethürmt, jedoch so weich, daß sie nachgeben,

wenn er sich zurücklehnt, dann aber verdeckt der Fensterrahmen die ganze Aussicht bis auf Baumwipfel und die Wetterfahne auf dem Dache des Vorrathshauses. Jetzt hat er sich an dem hochrothen Vogelbeerbaum sattgesehen, den der Sturm in der Nacht gelichtet, und der Reconvalescent braucht eine andere Zerstreuung. Unter dem Vogelbeerbaum ist der Acker vom Regen durchweicht. Es wäre so vergnüglich, dort herumzupanschen und zu versuchen, ob die neuen Jagdstiefel wasserdicht sind, wie der Schuhmacher versprochen! Während er in Gedanken bis über die Knöchel im weichen Boden versinkt, fühlt er einen Stich im Rücken und ein Frösteln, solch ein Frösteln, das bis in's Knochenmark dringt, aber es ist zu spaßhaft, sich draußen zu denken und zu merken, daß die Stiefel kein Wasser durchlassen. Er hüllt sich nachlässig in seine Decke und bleibt sitzen.

Der Wind hat nicht viel nachgelassen, er fegt eine Masse von weißgrauen Wolken über Erich's Aussicht, und jedesmal, wenn sie etwas dünner werden, bricht die Sonne leuchtend und klar hindurch. Dann scheint es, als ob sie mit doppeltem Glanze über die großen blaugrünen Wogen leuchtete, die weiter draußen in der Bucht weiße Schaumkämme haben, am Strande aber schmutzig-grau

werden. Hier werden sie in kleine, häßliche und boshafte, lehmfarbige Brandungen zerschellt. Er hat ausgerechnet, daß die Lehmfarbe schon bei einer Tiefe von mehr als sechs Fuß beginnt.

Jetzt kommt die Mutter in's Zimmer, macht ihm Vorwürfe, daß er sich von Neuem erkälte, zwingt ihn, sich niederzulegen und sucht unter den Büchern auf dem Tische nach einem religiösen Kalender, aus dem sie ihm vorzulesen pflegt.

„Ach“, protestirt Erich, „es ist ja nichts Gefährliches, nur eine Erkältung!“

Aber die Mutter ist bestimmt, sie streicht ihm über die brennenden Schläfen, ermahnt ihn zur Geduld und fängt an, laut eine Geschichte zu lesen von einem artigen Knaben, der schwer krank und dem Tode nahe war.

„Die habe ich schon gelesen“, versichert Erich und wirft sich herum.

Die Mutter beginnt eine andere, aus dem Mittelalter, von einem frommen Pilger, der nach Jerusalem wandert. Erich hört widerwillig zu und sucht eine Verhärtung am linken Ellenbogen auf, die ihn mehr interessirt als die Leiden aller frommen Pilger. Aber Mutters leise Stimme ist eine angenehme Begleitung seiner Gedanken, er überläßt den Pilger herzlos den Räuberhänden und begiebt sich selbst

hinaus in die Herbstluft, nur einige zehn Schritt vom Hause, weil er unfreiwillig empfindet, daß er seine Mutter betrübt. Dort steht er jetzt in der Einbildung mit den neuen Jagdstiefeln und wagt nicht weiter zu gehen.

Dicht über dem Bette hängt seine neue Doppelbüchse und streckt ihm ihren blankpolirten Kolben mit den matten Schnitzereien verlockend entgegen. Seine mageren Hände suchen auf der Decke, und plötzlich führt er sie hinauf zur Büchse und streichelt heimlich den Kolben, so daß Mutter es nicht bemerkt. Um die Büchse hängen alle seine Jagdutensilien: das Signalhorn, der Patronengürtel und die Jagdtasche.

Während die Mutter den Pilger durch das Jordanthal begleitet, arrangirt Erich eine Jagdpartie, und als der fromme Mann in der Kutte schließlich am Grabe des Erlösers kniet, hat Erich sich eingebildet, daß die Hunde dem Hasen auf der Spur wären. Mutter liest laut das fromme Gebet des Pilgers, und Erich spannt in wilder Mordgier den Hahn seiner Büchse. Schließlich legt sie mit einem Seufzer das Buch hin und Erich muß in seinem Jagdeifer innehalten, so lange sie ihm den Fieberschweiß von der Stirn trocknet. Dann geht sie nach einem zärtlichen Blick auf ihren Sohn hinaus und ermahnt ihn, er möge versuchen einzuschlafen, aber

Erich steht wieder hinter der Scheune auf Posten und bildet sich ein, Hundegebell zu hören.

Aber das ist keine Einbildung mehr ... nein, er hört deutlich ... still! Er richtet sich auf dem Ellenbogen auf, noch ehe Mutter die Thür hinter sich hat schließen können. Ja, das ist Atis, der da heult ... und jetzt stimmt Camilla ein! Er sitzt wieder kerzengerade im Bette und horcht, daß das Trommelfell platzen will. Ganz richtig, da gehen die Brüder zur Jagd! Er konnte sich wohl denken, daß sie einen solchen Jagdtag nicht versäumen würden. Er sieht sie aus dem Fenster, der große Bruder voraus, John mit den gekoppelten Hunden hinterdrein. Und Erich kann nicht mit!

So, jetzt lassen sie die Hunde gleich beim Hofe los! Aha! Es gilt dem alten Berghasen bei den Scheunen, dem alten, schlauen Thiere, welches zwei Jahre lang die Hunde auf falsche Spur geführt und trotzdem er pfundweise Schrot in sein zähes Fell bekommen, doch nie die Läufe zum Himmel gekehrt hat. Ach, wie wäre es herrlich, mit auf der Jagd zu sein — und dann die Brüder auszulachen, wenn sie mit leeren Händen heimkämen! Er kannte den Hasen bei den Scheunen! — Nein, erst jetzt ließen sie die Hunde los.

Huß .. huß-hussa! Der Hetzruf für die Hunde

klang bis in's Krankenzimmer hinauf. Hussa = hussa! Such die Katze — such, such, such! Ja, ja, ja — such, such, such!

Erich sitzt bleich und athemlos im Bette, als gälte die Hetze ihm selbst. Er drückt die Hand in die Seite, der Stiche wegen, Schweißperlen rinnen ihm auf die Augenbrauen herab vor lauter Anstrengung. Er sieht Atis einen Kreis um die Jäger beschreiben und mit freudigem Gebell in den Birkenwald jagen, aber Camilla wittert emsig und kommt gleich hinter dem Vogelbeerbaum auf dem aufgeweichten Ackerfelde auf die Spur des Hasen, wedelt heftig mit dem Schwanze und fliegt wie der Wirbelwind davon zwischen den Büschen am Strande.

Trara = trara = trattarattara! Die Jagdhörner schmettern, so daß die Fensterscheiben klirren. Erich ist außer sich vor Spannung, die Decke ist herabgeglitten, er sitzt im bloßen Hemde und starrt hinaus mit all seiner Fiebergluth im Blicke. Dort bog der große Bruder mit der Flinte auf der Schulter in den Wald hinein, und John ging blasend gerade auf die Scheunen zu. Es wurde einen Augenblick still, und als wäre mit der Stille etwas in ihm gebrochen, fiel Erich auf das Bett zurück und blieb eine Weile schwer athmend liegen.

Sein Gehör war wunderbar geschärft, trotzdem

ihm das Blut wie ein Wasserfall in den Ohren brauste. Er hörte ganz deutlich die Aufmunterungsrufe für die Hunde, trotzdem sie von der anderen Seite der Bucht hinter den Scheunen herkamen. So, jetzt haben die Hunde den Hasen aufgejagt! Ja ... Atis' gelles Gekläff ... ganz richtig! ... Und jetzt fällt Camilla ein!

Im Augenblicke hatte er sich im Bette aufgesetzt und seine Büchse heruntergerissen. Er fingerte an den Hähnen und hatte ganz vergessen, daß er krank im Bette lag. Das Treiben ging den Hügel hinauf hinter die Scheunen hin, und er wußte einen herrlichen Platz, wo er den Hasen erwarten wollte. Jetzt würde er nicht fehlschießen wie im vorigen Jahre!

Das Blut schoß ihm zu Kopfe, und das Herz schlug ihm so heftig, das die Hemdfalten auf seiner Brust zitterten. Er saß, das eine Bein aus dem Bette, die Büchse im Schooße in der heftigsten Spannung, als gälte es sein eigenes Leben und nicht das des Hasen. Der Schuß mußte jeden Augenblick fallen, er wußte es, und verwechselte im Fieberwahn seinen Schuß mit dem der Jäger draußen. Eigentlich war es ihm gleichgültig, wer schoß, er wußte nur, daß der Schuß fallen mußte, und zwar gleich fallen mußte ... In seiner Spannung verließ er das Bett und ging im bloßen Hemde, mit

leisen, schleichenden Schritten mit gespanntem Hahn zum Fenster. Er fühlte nicht, wie sein ganzer Körper von heftigem Frostschauer geschüttelt wurde, er stand unbeweglich mit seinen geschmeidigen vierzehnjährigen Sehnen und pochenden Pulsen, kalten Schweiß auf der Stirn, mit geschwellten Adern und wilde Fiebergluth im Blicke . . .

„Warte einen Augenblick", murmelte er zu irgend einem Fieberbilde, das ihn wieder in's Bett locken wollte, „warte einen Augenblick! Er kommt gleich, er kommt gleich . . . er kommt gleich . . . gleich!"

Alle Mattigkeit nach einer langen, schweren Lungenentzündung war fort, er war gesund und frisch und stark, und jetzt sollte der alte, schlaue Berghase endlich fallen.

Pang! klang es dumpf in weiter Ferne durch die leicht klirrenden Fensterscheiben. In demselben Augenblicke knackte der Hahn gegen den leeren Cylinder von Erich's ungeladener Büchse und er selbst fiel ohne einen Laut vornüber auf die bloße Diele und blieb unbeweglich liegen. Alle die aufgesammelte angespannte Fieberkraft war durch den verhängnißvollen Schuß gebrochen, er seufzte nur einmal tief, erleichtert auf, als er fiel.

Fünf Minuten später trat die Mutter ein und war zu Tode erschreckt von seiner sonderbaren Lage.

Sie stieß einen lauten Ruf aus, und es durchfuhr sie plötzlich der Verdacht eines Selbstmordes, als sie die Büchse sah. Dann aber bemerkte sie, daß er lebte und daß kein Blut floß. Er wurde in's Bett getragen, wo ein entsetzlicher Schüttelfrost ihn überfiel, der ihn halb in's Bewußtsein zurückrief. Er klagte leise, daß ihn friere. Er wurde warm zugedeckt, mußte heißen Fliederthee trinken und versank wieder in halbe Bewußtlosigkeit, während die Mutter mit betrübter Miene neben ihm saß. Es trat ein Rückfall ein, und sie machte sich Vorwürfe, Erich einen Augenblick allein gelassen zu haben.

* * *

Als die Brüder von der Jagd nach Hause kamen, war es schon dunkel. Erich hatte ungeduldig nach ihnen gefragt, und sie wurden hereingerufen, ihn zu begrüßen, denn wahrscheinlich ginge es zu Ende. „Oho“, sagten die Brüder und wollten nicht glauben, daß es so schlimm stände, bis sie ihn selber sahen, wie er so elend dalag. Als der große Bruder sich dem Bette näherte, erhielten Erich's Augen Leben, und er heftete sie mit einem großen, neugierigen und fragenden Interesse auf den langen, in Jägertracht gekleideten Jüngling.

Er murmelte etwas zwischen den Lippen, und der große Bruder kam mit verlegener Jungenmanier näher, es kam ihm so kindisch vor, natürlich! Da zischte Erich die Frage heraus, die ihn in langen Fieberstunden gequält hatte:

„Na . . . habe ich den Hasen getroffen, was? Den alten . . . den hinter den Scheunen?“

Der Bruder nickte bejahend und gab mitleidig beruhigenden Bescheid. Da verklärte sich das Angesicht des Kranken und mit einem Zuge von unendlicher Erleichterung sank er zusammen. Das war seines Lebens letzte große Frage und die letzte falsche Antwort, die ihm wurde. Was half der Kummer der Mutter. Der alte Berghase war das letzte wache Interesse seines jungen Lebens.





IV.

# Hexen-Lena.

## Von K. A. Tavaststjerna.

Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

Wenn die Kinder des Pastorats auf ihren Wanderungen durch Wald und Feld sich weiter ab, nach Wirolaks zu, verirrten und der Spiegel des Saima durch das Kieferndunkel schimmerte, so blieben sie erschreckt stehen, sahen einander an, um sich Muth zu machen, und halblaut ging es flüsternd von Mund zu Mund: „Die Hexen-Lena!“

Ein kleines Stück weiter auf dem schmalen Pfade gelangte man nämlich aus dem Kiefernwalde in ein Ellernwäldchen, wo sich eine alte Rodung zeigte, die aber fast ganz mit ellenhohem Ellergesträuch und dunkelgrünem Wachholder bewachsen war; am Rande der Rodung stand eine verfallene Hütte, die jeden

5*

Augenblick einzustürzen drohte, und dort wohnte die Hexen-Lena.

Die lahme Lena war in ein mystisches Dunkel gehüllt, das die kindliche Phantasie in hohem Grade reizte. Die älteren Kinder hatten den Vater einmal gesprächsweise den Ausdruck „berüchtigt“ auf sie anwenden gehört, und seitdem hatte ihre Phantasie sie mit allem Zubehör der bösen Hexen umgeben, von der bekannten baufälligen Hütte im Walde bis zum Brodspaten, mit dem sie die verirrten kleinen Kinder in den Ofen schob, um sich einen leckeren Braten zum Abendmahl zu verschaffen.

Daher das Geflüster von Mund zu Mund: „Hexen-Lena!“

In den meisten Fällen wandte man sich in stummem Uebereinkommen heimwärts, die ersten zehn Minuten jedes Geplauder vergessend, bis man sicher war, aus der Hexen-Lena Gehörweite gelangt zu sein. Da brach der Lärm wieder los, doppelt laut, weil man sich so lange Zwang auferlegt hatte. Und die kleinen, eben noch vor Schreck zugeschnürten Kehlen gaben helle Jubellaute von sich, die vom Hügel, eine halbe Werst weiter, fröhlich wiederhallten. Die kleinen Herzen, die aus Furcht, sich zu verrathen, kaum zu klopfen gewagt, schlugen wieder frei und fröhlich, und wenn auch Keiner zugeben wollte, daß

er sich gefürchtet, so hatten sie doch Alle das Gefühl, einer Lebensgefahr entronnen zu sein.

Nachdem dieses geheimnißvolle Entsetzen die Kinder des Pastorats Sommer für Sommer erfüllt hatte, wurde es später alte gute Sitte, sich jedes Jahr dieser Lebensgefahr auszusetzen und sich ebenso leicht wie angenehm daraus zu retten, Erinnerungen und eigene Erfahrungen mitnehmend aus der unheimlichsten Hexenwelt der Kindermärchen.

* * *

Die lahme Lena war das Weib des verabschiedeten Soldaten Spets, der zur Zeit, als das sogenannte eingetheilte Militär in Finnland aufgelöst wurde, mit seiner zerschlissenen Soldatenmütze vollständig mittellos dastand, ein zehnjähriges Kasernenleben hinter sich, ohne jegliche Lust und Begabung zur Arbeit, wohl aber mit einer lebhaften Neigung, sich auf Jahrmärkten, und wo sich sonst Gelegenheit bot, zu betrinken.

Derart für den Kampf um's Dasein ausgerüstet, wurde er aus den Rollen gestrichen mit einigen Mark jährlicher Pension und einer Uniform, die der Sergeant, auf Empfehlung des Bataillonschefs, ihm und einigen anderen gleich mittellosen Individuen

überließ. Wer sich aber nicht im Geringsten elend fühlte, war Spets. Das erste halbe Jahr sah er sich im Kirchspiele um, das zweite im Gouvernement und das dritte im Lande. Er führte die imponirende Haltung und prahlerische Zunge des alten Militärs mit sich und, sonderbar genug, sie schafften ihm, wo er auch in den ersten Jahren hinkam, seinen Unterhalt.

Allmählich jedoch verlor die Prahlerei ihre Wirkung auf die Leute, die militärische Haltung fiel im Werthe, und es ging stark bergab mit Spets, trotzdem er den längsten Schnurrbart auf zehn Meilen im Umkreise trug, trotzdem er mit jedem Holzstück und jeder Dielenbürste die Honneurs machen konnte und seine Militärmütze noch ihren kriegerischen Schnitt hatte, wenn auch die schwarze Farbe seit Langem in ein eigenthümliches Grüngelb übergegangen war, das alle Bedingungen darbot, in unseren Tagen Modefarbe zu werden. Seine Uniform war den Weg alles Irdischen in die Papierfabrik gewandert und durch eine Mischung von Volkstracht und abgelegter Herrschaftskleidung ersetzt worden, die er mit so stolzem Selbstbewußtsein trug, daß man das Sonderbare in der Zusammenstellung ganz übersah.

Trotzdem ging es bergab mit Spets. Er fing an in seinem Gouvernement allzu bekannt zu werden,

und in den benachbarten Gouvernements hatte man seine eigenen abgedankten Soldaten, die das große Wort führten, wo sie sich am Tische niederließen. Außerdem war es vorgekommen, daß in einigen Häusern zugleich mit Spets eine Axt oder ein silberner Löffel verschwand, und konnte man ihn auch nie auf frischer That ertappen, so machte sich ein häßlicher Verdacht gegen ihn geltend.

Daher wurde das Lachen bei seinen Prahlereien immer gezwungener, und die Thüren öffneten sich immer langsamer, wenn er, mit einer humoristischen Aufforderung aufzumachen, anklopfte.

Auf die Dauer zehrte dieses an Spets.

Seine früher so vortreffliche Bierlaune, die ihm überall freie Zeche verschafft hatte, wurde boshaft.

Er gerieth mit seinen Trinkbrüdern in Streit, und seine redegewandte Zunge, die es früher stets mit den Spendern guter Gaben gehalten hatte, konnte sich jetzt plötzlich gegen seinen Gönner selbst wenden, zum großen Jubel derjenigen, die ihn nicht freigehalten hatten. Aber solche Aeußerungen unerlaubt schlechter Laune rächten sich bitter an ihm selbst.

Es konnte jetzt vorkommen, daß er wochenlang umherwanderte, ohne daß ihm auch nur der kleinste Schnaps angeboten wurde.

Da sank die so keck schief sitzende Militärmütze

betrübt tief auf die Stirn; die männliche Figur, die so stattlich das Gemisch von Bauerntracht und schäbiger Eleganz getragen, fiel zusammen, und der Fuhrbauer, der ihm dann auf öder Haide begegnete, hielt nicht an mit seinem Fuder, sondern blickte halb ängstlich seiner Straßenräuberfigur nach, bis diese hinter einer Biegung des Weges verschwand. Und selbst dann fühlte man sich nicht ganz sicher, denn sein scharfes, düsteres Auge hatte die Fuhre und die Person des Fuhrmanns mit so merkwürdigem, unheilverkündendem Ausdrucke gemustert.

Spets dachte gleichwohl nicht im Entferntesten an Straßenraub. Möglich, daß er in seinen Reden Veranlassung zu solchen Vermuthungen gab, aber tief im Innersten begnügte er sich mit einer Gesellschaft, die ihm ein Glas anbot, seine Räubergeschichten anhörte und sich stellte, als ob sie dieselben glaubte.

Aber nicht einmal dieses konnte er nunmehr erlangen.

Es wurde knapp mit dem Brode auf fremdem Boden, denn die Menschen hatten nicht immer Holz zum Hauen, — die einzige Arbeit, die er für passend hielt, da er seine Leute ihr Holz selbst hatte hauen sehen, um sich Bewegung zu schaffen.

Allmählich führte der Selbsterhaltungstrieb ihn zurück in die Heimath. Hier empfing man ihn kalt,

und da dieses so viel bedeutete, daß er keine Gelegenheit zum Trinken fand, so lebte er eine Zeitlang von leichter Gnadenarbeit.

Dabei machte er die Bekanntschaft der lahmen Lena. Das heißt, sie waren einander schon früher begegnet und Lena hatte den weitbekannten und fröhlichen Spets wohl bemerkt, aber er hatte nie etwas Anderes an ihr bemerkt, als daß sie ihren Weg durch's Leben auf einem Beine dahinhumpelte, unterstützt von einem langen Stab, welchen sie nie von sich ließ.

* * *

An einem Markttage in der Kreishauptstadt war es Spets geglückt, sich in eine Gesellschaft junger Burschen hineinzuprahlen und an ihren Genüssen theilzunehmen. Doch endete die Freude mit einer Prügelei, wobei Spets von seinen Wirthen arg mitgenommen wurde. Das Gelage wurde im Freien, in einer Ecke von Kaufmann Karhunen's Garten gehalten, und zufällig humpelte Lena, welche Markteinkäufe zu machen hatte, gerade vorbei, als man beim Schluß angelangt war.

Sie erkannte sofort Spets' Militärmütze, die sich nebst ihrem Träger hinter den entlaubten Büschen

des Gartens auf eine sonderbare heftige Weise hin und her und auf- und abwärts bewegte.

Zugleich hörte man Lärm und Streit zorniger Stimmen. In einem Augenblicke war Lena zum Gartenzaun gehumpelt und sah durch die Ritzen, wie Spets gleich einem Handschuh zwischen vier kräftigen Burschen mit rothen erhitzten Gesichtern und talgig glänzenden Augen hin und her geworfen wurde.

Sie sah ein, daß es Spets in dem ungleichen Streite übel ergehen müsse. Er erhielt schon einen gründlichen Faustschlag nach dem anderen, und gerade als ihn einer in's Gesicht traf und in sitzende Stellung auf die Erde brachte, schob sie sich zwischen die Streitenden, stellte sich auf ihr einziges Bein und schwang drohend ihren langen Krückstock:

„Ja, so — Ihr seid vier kräftige junge Burschen gegen einen alten Mann! Pfui, schämt Ihr Euch nicht! Ihr werdet ihn noch todtschlagen, so betrunken seid Ihr!“ schrie sie mit aufgeregter Stimme und stellte sich mit ihrer Krücke schützend vor Spets, der, aus Nase und Mund blutend, an der Erde saß.

„Was haben Weiber hier zu schaffen? Fort mit der lahmen Lena!“ rief einer der Burschen und gab ihr einen Knuff.

Das hätte er nicht thun sollen, denn im selben

Augenblicke fiel Lena's Krückstock sehr nachdrücklich auf seine Schulter, und mit einer kreischenden Stimme, die über die halbe Stadt zu hören war, begann sie nach Hilfe und Polizei zu rufen, so daß sich die Burschen in größter Eile die Situation in ihren umnebelten Gehirnen klar machten. Hauptsächlich um der Einmischung des Weibes in ihre Angelegenheiten zu entgehen, überließen sie plötzlich das Schlachtfeld und den blutenden Spets der lahmen Lena, welche mit großem Triumph auf die Kriegsbeute, d. h. auf Spets, Beschlag legte. Finnische Marktleute sind nicht sehr neugierig, und nachdem einige Kerle, durch das Weibergeschrei angelockt, über den Gartenzaun geblickt, aber Alles ruhig gefunden hatten, blieb Lena im ungestörten Besitz ihrer Beute.

Sie setzte sich neben ihn und trocknete das Blut aus seinem Gesichte, ging dann zum Brunnen nach Wasser, und als sie zurückkehrte, fand sie Spets ausgestreckt an der Erde. Anfangs glaubte sie, er sei todt, aber dann merkte sie, daß er athmete, und gab ihm ein gründliches Kaltwasserbad in's Gesicht, welches ihn für einen Augenblick halb wach machte, so daß er einen ziemlich kräftigen Fluch ausstieß, um wieder in Schlaf zu verfallen.

Lena hatte ihr Pferd auf dem Hofe des Kaufmanns angebunden, wo sie ihre Markteinkäufe zu

machen pflegte, und es war gerade ihre Absicht gewesen, sich auf den Heimweg zu machen, als sie Zeuge der Prügelei wurde.

Als Spets wieder einschlief, war Lena ziemlich rathlos. Es ging nicht an, ihn hier draußen im Garten liegen zu lassen, denn die Nächte waren im September schon recht kalt, und er konnte sich den Tod holen. Sie stand daher auf, um Jemanden zu bewegen, den armen Kerl in die Knechtstube zu tragen, um ihn seinen Rausch unter Dach ausschlafen zu lassen. Schließlich glückte es ihr durch ihre schrecklichen Schilderungen seines Zustandes, einige Männer aus dem Laden in den Garten zu locken, um ihn in Augenschein zu nehmen.

Gleichgültig und ohne sich darum zu kümmern, ob oder welche Schäden er erlitten, gafften die Leute auf den geschlagenen Helden, aber Keiner machte Miene, ihn fortzutragen, trotz Lena's eifriger Ermahnungen. Erst als sie ihnen, entrüstet über so viel Kälte gegen einen Vaterlandsvertheidiger, ihr energisches Auftreten vorhin zu seinen Gunsten vorhielt und mit der ganzen Polizei, Länsman und Fiscal, drohte, bequemten sich die Kerle, Spets anzufassen, unter widerwilligen Versuchen, ihn aufzuheben, welche aber schließlich doch glückten.

Als jedoch Spets sich am Kragen erfaßt und

aufgehoben fühlte, erwachte sofort sein Selbsterhaltungstrieb, und auf dem halben Wege zur Knechtstube mußten ihn die Leute loslassen, so verzweifelten Widerstand leistete er.

„Der Teufel mag solch' einen Saufbold tragen, der wie ein Verrückter um sich schlägt!" sagten die Leute.

„Ist auch nicht nöthig!" murmelte Spets, der wieder zu sich gekommen war und sich aufzurichten versuchte.

„Höre, verhalte Dich hübsch ruhig, diese Männer bringen Dich in's Haus, daß Du in der Nacht nicht erfrierst", ermahnte ihn Lena.

„Friert mich? . . . Oho! — Ich habe genug Geld!" argumentirte Spets ziemlich unlogisch und versuchte, ob die Beine ihn trügen. Als er einige lange Bogen beschrieben, wurden sie etwas sicherer, und er blieb einige Augenblicke, gleichsam verwundert über seine eigene Kraftprobe, stehen. Er starrte die Umstehenden mit ausdruckslosen Augen an, suchte mit der Hand im Rocke, zog eine Art Taschenbuch heraus und schwenkte es.

„Hier ist Geld, Jungens! Jetzt wollen wir trinken!"

„Hast Du noch nicht genug Prügel bekommen?" fragte einer der Männer.

„Prügel? — Wer hat Prügel bekommen? Ich habe die Kerls verhauen . . . zehn Stück, ich ganz allein.“

„Sollte er wirklich Geld haben?“ fragte Lena unruhig.

„Wo sollte er Geld herbekommen haben?“ sagten die Männer verächtlich.

„Hier ist Geld!“ schrie Spets und schwenkte den Taschenbuchfetzen, so daß wirklich ein Fünfmarkschein herausfiel.

„Sieh mal an, der streut ja mit Geld um sich wie ein Holzjunker!“

„Herr Gott! so achtet doch auf sein Eigenthum, daß er es nicht in der Trunkenheit fortwirft!“ schrie Lena und humpelte auf ihrem Stocke hin, um den Schein aufzuheben.

„Sein Eigenthum!“ sagte der zweite Bauer verächtlich. — „Sein Geld ist das sicher nicht; er hat in fünf Jahren nicht eine Mark verdient.“

„Wo hat er es denn her?“ fragte Lena.

„Auf dem Markte ist schon immer Geld zu finden“, lachte der Mann.

„Und Spets nimmt es mit Mein und Dein nicht so genau“, fügte der Andere hinzu.

„O! Was Ihr für herzlose, boshafte Menschen seid“, jammerte Lena.

Aber Spets hatte nach Lena's Karren zu das Uebergewicht bekommen und fiel in sitzende Stellung gegen die Wand, dicht neben dem Pferde nieder, das die Ohren nach hinten zog und ihn böse anwieherte.

Jetzt kam Lena mit dem aufgehobenen Fünfmarkschein, reichte ihn Spets und sagte:

„Hier hast Du Dein Geld! Mache nun, daß Du ins Zimmer kommst und schlafe Deinen Rausch aus, sonst verschleuderst Du Alles, was Du hast."

Spets nahm den Schein mit nachdenklicher Miene zwischen seine beiden steifen Hände, besann sich einen Augenblick und erstrahlte dann in einem breiten blödsinnigen Lachen. Zugleich warf er den Schein wieder in die Luft und rief vergnügt:

„Kommt nur her, Alle — ich habe Geld!"

„Man kann doch den Menschen nicht allein lassen, er zerstört ja all' sein Gut", sagte Lena, sich an die Männer wendend.

„Es ist wohl das Beste, Du nimmst ihn mit Dir in Deinen Karren", sagte der Eine.

„Dann hast Du sie Beide, ihn und seine fünf Mark", fügte der Andere hinzu, worauf sie sich, sehr zufrieden mit ihrem Einfall, wieder in den Laden begaben.

Lena sah sich einen Augenblick um und sammelte ihre Gedanken. Es war ihr unmöglich, Spets in diesem Zustande seinem Schicksale zu überlassen.

Sie hatte ihn schon aus der Gefahr, todtgeschlagen zu werden, gerettet; das hätte ihm nichts genutzt, blieb er jetzt sich selbst überlassen. Und wie er mit seinem Gelde umging! Er warf es ja förmlich fort.

Sie beugte sich zu ihm herab:

„Höre, setze Dich auf den Karren, so kannst Du mit mir kommen!"

„Wa—as?" sagte Spets erstaunt.

„Setze Dich in den Karren, so kannst Du mit mir kommen", wiederholte sie.

„Wo . . . wozu?"

„Nur, damit Du nicht todtgeschlagen wirst und Dein Geld nicht fortwirfst."

„Ja — hier ist Geld!" sagte Spets stolz und machte eine neue Bewegung zur Brusttasche.

„Wo hast Du es herbekommen?"

Spets dachte wieder nach. Dann sah er mit einem so schlauen Blicke auf, daß er fast nüchtern erschien, lächelte noch schlauer und sagte:

„Nun, nun, Alte, man macht sich kleine Verdienste . . . es ist heute ja Markt . . ." lallte er.

„Hast Du es gestohlen?"

Spets sah auf mit einem Blick, der gekränkt scheinen sollte, erhob, immer noch sitzend, den Kopf und streckte den Oberkörper, und als das nicht hinreichend schien, um seinen Stolz auszudrücken,

krabbelte er sich an der Wand in die Höhe, bevor er in beschützendem, bestimmtem Tone antwortete, wie um ein Kind zu beruhigen:

„Was redest Du? Gestohlen! Durchaus nicht! Durchaus nicht, meine Liebe! Es giebt ja andere Arten, was zu verdienen auf Märkten. Wer hat gesagt, daß ich gestohlen habe?“ fragte er beinahe nüchtern.

„Die beiden Kerle, aber ich habe es nicht von Dir geglaubt.“

„Daran thatest Du ganz recht“, sagte Spets zustimmend. Hierauf fuhr er mit der schmutzigen Hand über sein Gesicht und sah Blutspuren.

„Wo kommt das Blut her?“

„Du wurdest ja beinahe todtgeschlagen, wenn Du Dich jetzt auch dessen nicht mehr entsinnst, und ich kam dazwischen und verhinderte es.“

„Todtgeschlagen! Schwatz keinen Unsinn! Ich hätte sie beinahe todtgeschlagen. Glaubst Du, daß ich nicht mehr soviel weiß — ho-ho!“

Spets zuckte verächtlich mit den Achseln.

Merkwürdig genug hatte Lena den weiblichen Tact, ihm nicht zu widersprechen. Sonst hätte sie wohl nie Gelegenheit gefunden, sich für einen Mann aufopfern zu können. Vielleicht war es eine Ahnung

dessen, was einmal ihrer strengen Wahrheitsliebe den Mundkorb anlegte. Sie schwieg.

Während Spets mehrere Male von Neuem über sein Gesicht wischte, um zu sehen, wo das Blut herkam, begab sich Lena zu ihrem Pferde und machte es los. Hierauf wandte sie sich zu Spets und sagte:

„Nun, willst Du mit mir kommen, so entgehst Du neuen Schlägen und behältst Dein Geld?"

„Wohin?" fragte Spets ziemlich nüchtern.

„Fort aus der Stadt."

„Was habe ich auf dem Lande zu thun?"

„Nun, bleibe hier und betrinke Dich wieder, laß Dich durchprügeln und schlafe im Gefängniß bei der Polizei, wenn Du so willst." Lena nahm ihr Pferd am Zügel und wandte es zur Heimfahrt.

„Aber . . ." Spets zögerte. — „Aber wohin soll ich denn kommen?"

„Weshalb nicht zu mir — ich habe Platz genug; meine Hütte . . ."

Spets sah sie erstaunt an. Er wollte gerade über etwas nachdenken, als er in demselben Augenblicke bemerkte, daß sie nur auf einem Beine stand, als sie das Pferd am Zügel hielt, und rief aus:

„Sieh — Du hast ja nur ein Bein!"

„Das ist doch für mich genug. Ich komme mit meinem einen Bein so gut fort, wie Andere mit zweien."

Sie zog die Zügel an und wollte sich auf den Weg machen! Aber da rief Spets:

„Nein, nein! Sei doch nicht so eilig! Wohin sollen wir denn fahren?“

Lena hielt ihr Pferd einen Augenblick an und sah sich um.

„Das habe ich Dir ja schon gesagt. Kommst Du oder kommst Du nicht?“

„Hast Du auch Branntwein?“ fragte Spets.

Lena hatte schon ein Schnalzen für's Pferd auf der Zunge, aber wieder gewann das Weib in ihr die Oberhand, sie schämte sich fast vor sich selbst, aber antwortete doch ohne Bedenken:

„Ein Willkommenstrunk findet sich vielleicht!“

Spets kroch befriedigt auf den Karren und saß ziemlich sicher, ohne allzu stark mit dem Oberkörper zu schwanken. Lena aber schnalzte dem Pferde zu und fuhr mit ihrer Beute durch die Stadt, wo sich bereits die Dämmerung über die Jahrmarktsbuden lagerte und Niemand Zeit hatte, sich über das sonderbare Paar lustig zu machen.

* * *

Lena war keine Schönheit. Krüppel seit der Kindheit, wo ihr linkes Bein „fortgeschmerzt“, besaß

sie statt dessen einen Unternehmungsgeist und festen Willen, der sie schon früh von der Gemeinde- und Armenpflege unabhängig machte, für welche sie von der Natur sonst bestimmt war. Mit unglaublicher Energie und Sparsamkeit gelang es ihr, eine kleine Summe Geldes zu sammeln, meist durch Backen und Verkaufen von Weißbrod vor der Kirche. Das Geld verwandte sie darauf, einen Knecht zu bezahlen, der ihr half, ein Stück Land, das die Gemeinde ihr gern gab, urbar zu machen, sich eine Hütte zu bauen und ein Pferd und eine Kuh zu kaufen.

Als sie ihr Nest in Ordnung hatte, war sie 45 Jahre alt, konnte aber auch ihr Alter als gesichert ansehen und stolz auf ein strebsames Leben und das glückliche Resultat desselben zurückblicken.

Es war nie Jemandem eingefallen, daß die lahme Lena Heirathsgedanken haben könnte. Aber eines Tages, einige Jahre nach ihrer Ansiedelung, ließ sie sich mit dem ehemaligen Soldaten Spets aufbieten. Vorher war viel darüber gesprochen worden, daß sie den berüchtigten Soldaten aufgenommen und bei sich behalten hatte, und es regneten boshafte Bemerkungen über sie, wenn sie, wie früher, an den Feiertagen vor der Kirche ihr Brod verkaufte. Sie aber ließ die Menschen reden, im Bewußtsein, daß sie thun konnte, was sie wollte, und daß die

Achtung, die sie sich errungen, nicht so leicht zu erschüttern sei.

Aber als ihr auch der Pastor eines Tages ihren offenbaren Trotz gegen Gott und Menschen vorwarf, antwortete sie damit, daß sie sich eine Woche später mit Spets aufbieten ließ.

Jetzt gab es natürlich Gelächter und Gerede in der Gemeinde, und alle klugen Leute prophezeiten ihr Unglück. Der Pastor ließ sie, um sein Gewissen in Frieden zu wissen, zu sich rufen und gab ihr unter vier Augen zu bedenken, daß Gott barmherzig sei und daß sie genügend Buße thäte, wenn sie jetzt regelmäßig in die Kirche käme, anstatt vor derselben Brod zu verkaufen; denn eine Heirath mit Spets würde doch sicher die Früchte ihres strebsamen einsamen Lebens vernichten.

Aber Lena antwortete, habe sie einmal durch Spets' Aufnahme bei sich Aergerniß in der Gemeinde erweckt, so würde sie die Sache auch durch eine Heirath wieder in's Reine bringen.

Das waren triftige Gründe, und am dritten Sonntage gab der Pastor sie in der Gemeindestube als Ehepaar zusammen.

Es war durchaus nicht Liebe allein, was Lena zu diesem Schritte veranlaßte. Wenn sie auch nicht umhin konnte, ein gewisses, mit Mitleiden gemischtes

Interesse für den berüchtigten Spets zu fühlen, so war es durchaus nicht ihre Absicht, ihn zu ihrem Ehegatten zu machen, als sie ihn von Markt, Prügelei und Branntwein entführte. Es war nur ein Versuch, zu sehen, wozu er taugte.

Sie hatte die Erfahrung gemacht, daß ihre kleine Landwirthschaft und was drum und dran hing, nur dann gedieh, wenn sie selbst Alles ausführte. Aber selber ihren Acker pflügen, konnte sie mit ihrem einen Bein nicht. Sonst verrichtete sie wohl beinahe alle Arbeit allein. Sogar ihren Holzbedarf hackte sie sich im Walde selbst und schleppte ihn nach Hause. Sie schnitt ihren Roggen und ihre Gerste selbst, ließ sie aber bei den Nachbarn dreschen.

Nun war es vorgekommen, daß der Acker schlechte Ernte gab — natürlich, weil er schlecht gepflügt war. Und so kam es vor, daß die kleine Ernte durch das Dreschen bei den Nachbarn noch geringer wurde. Da nun gerade Ende September die Zeit des Dreschens da war, hatte sie beschlossen, es in ihrer eigenen Badestube vornehmen zu lassen. Und Spets sollte das thun. Außerdem gab es noch eine Menge anderer Arbeit für ihn, wenn er sich tüchtig erwies.

Dies waren die äußeren Gründe für ihren Beschluß, Spets mitzunehmen. Die inneren übersah sie geflissentlich. Ein Frauenzimmer von 45 Jahren,

mit einem Beine, einem Gesicht wie Pergament und einem durch allerhand Mühsale gebrechlich gewordenen Leibe, wollte sich wohl nicht mit offenen Augen selbst in lächerlichem Lichte sehen.

Der Versuch mit Spets fiel über Erwarten gut aus. Es gab bei der Ankunft wohl einen kleinen Streit wegen des versprochenen Branntweines, aber Lena verstand den Mann zu behandeln. Am nächsten Tage war Spets nüchtern, ging an die Arbeit und vollbrachte sie ganz gut, da Lena's Ansprüche nicht sehr groß waren. Den folgenden Tag war er wieder nüchtern und arbeitete. So ging es einen Monat ohne jede Uneinigkeit.

Spets fühlte sich bei der mäßigen Arbeit und der strengen Hauszucht ungemein wohl. Seine gute Laune kehrte zurück, und er prahlte vor Lena ärger als je. Sie hatte auch jetzt den weiblichen Tact, sich zu stellen, als glaube sie ihm.

Deshalb blieb Spets, arbeitete mäßig und prahlte unmäßig. Lena hatte seine Gesellschaft gern und heimste ihre Roggenernte um ein ganzes Drittel größer ein als im vorigen Jahre.

Aber gerade am nächsten Sonntage ließen sich die ersten boshaften Bemerkungen bei der Kirche hören. Noch eine Woche später wurde Lena die Ermahnung des Pastors zu Theil.

Da faßte sie sich Muth und freite, da er trotz aller ihrer Winke es nicht that. Nach zweitägiger Bedenkzeit erhielt sie das Jawort.

Die Hochzeit feierten sie durch den Kauf einer Kanne Branntwein, die Spets zu einem Drittel auf dem Heimwege austrank. Lena ließ ihn gewähren — man heirathet ja nicht alle Tage, dachte sie. Am Abend brachte sie ihn zu Bette, schloß eine halbe Kanne Branntwein, die er nicht hatte bezwingen können, ein und sah der Zukunft hoffnungsvoll entgegen. Spets war nicht unbändig gewesen, er hatte nur getrunken und mit seinen Erfolgen beim schönen Geschlechte geprahlt.

* * *

Alles ging gut bis weit in's neue Jahr hinein.

Da erhielt Spets einmal Erlaubniß, allein in die Stadt zu fahren, um einige Einkäufe zu machen. Es war das erste Mal, daß die lahme Lena ihm das gestattete; sie wollte ihm zeigen, daß sie Zutrauen zu ihm habe, indem sie ihm Pferd und Geld anvertraute. Und sie hatte Recht gehabt. Spets hatte auch sein bischen Ehrgefühl; es hatte nur Niemand verstanden, es so zu packen, wie seine Frau.

Er kam schon am Abend desselben Tages nach

Hause, unr halb betrunken, aber ein ganzes Tönnchen Branntwein im Schlitten.

„Was soll das heißen? Woher hast Du so viel Branntwein?“ fragte die lahme Lena und sperrte die Augen auf.

„Tst — tst!“ zischelte Spets und zwinkerte pfiffig mit den Augen.

„Und wo hast Du meine Einkäufe?“

„Hier!“ Spets wies stolz auf den Boden des Schlittens, wo sie richtig lagen.

„Aber wie in Gottes Namen hast Du dann den Branntwein gekauft?“

„Ich habe meine Quellen“, sagte Spets selbstbewußt.

„Ja, was sollen wir aber mit so viel Branntwein beginnen?“

„Begreifst Du denn rein gar nichts, Alte?“ Spets stand triumphirend und betrachtete Lena. Nein, sie begriff nicht das Geringste. Da stellte Spets sich mit wichtiger Miene, die Arme in die Seiten gestemmt, vor den Branntweinanker.

„Ja, siehst Du, wir werden so reich werden, wie die Kaufleute in der Stadt“, sagte er. — „Hier geht viel durstiges Volk im Winter vorüber, Holzhauer und Andere, und ich weiß selbst am besten, wie ein Schnaps in der Kälte schmeckt. Wir haben

dreißig Mark reinen Gewinn, wenn dieser Anker da ausverkauft ist; und ich habe ihn zu so guten Bedingungen, daß Du es nicht glauben wirst."

Lena widersetzte sich heftig und bestimmt dem ganzen brillanten Geschäft und befahl Spets, morgen am Tage den Branntweinsanker zurückzubringen.

„Du bist doch recht kindisch", sagte Spets.

„Kindisch? Soll ich Geheimkrügerei treiben?"

„Ja, Du verstehst es, häßliche Namen für einen schönen Verdienst zu finden! Wer hat gesagt, daß Du Geheimkrügerei treiben sollst? Das hier ist mein Geschäft, und es kann nicht mehr rückgängig gemacht werden."

„Weshalb nicht?"

„Weil im Contract die Bedingung gestellt ist, daß ich das Tönnchen leer zurückbringe, sonst werde ich dem Länsmane angegeben. Aber wenn ich die Sache betreiben darf, wie ich will, so haben wir in ein oder zwei Wochen dreißig Mark. Die willst Du doch wohl nicht verlieren, oder wie?"

Lena machte Spets Vorwürfe, daß er sich auf so gefährliche Bedingungen eingelassen habe, sie sagte, er hätte nie den Branntwein vom Kaufmanne erhalten, wenn sie nicht in der Stadt wüßten, daß sie, Lena, als Sicherheit diente.

„Ja, aber jetzt habe ich ihn, und Du willst doch

wohl nicht die Execution auf dem Halse haben oder als heimliche Krügerin verklagt werden, ehe wir einen Penni bei dem Geschäft verdient haben?"

Spets wurde beredt und schilderte alle Vortheile des Einzelverkaufs, an Lena's nicht ganz unentwickelte Gewinnsucht appellirend. Schließlich gab sie nach, trotzdem sie überzeugt war, der Branntwein würde Niemand anderem zu Gute kommen, als ihrem eigenen Spets.

Wie erstaunte sie aber, als Spets am nächsten Nachmittage vom Holzschlage ganz ordentlich zurückkehrte, mit einem ganz leichten Rausche und zehn Mark in der Tasche! Seine Laune war glänzend, und mit seiner bekannten Beredtsamkeit fand er so bewegliche Gründe für seinen Nebenverdienst und stellte ihn in so schönes Licht, daß Lena lächeln mußte, als er vergnügt und lachend seine Hände rieb und auf unnachahmliche Herrenmanier seinen Schnurrbart drehte.

Aber dieser Branntweinsanker sollte der erste und letzte sein, war Lena's fester Wille.

Es war nur der erste. Denn nach einer Woche hatte er reine zweiunddreißig Mark Gewinn gegeben, und es war nicht die geringste Gefahr vorhanden, daß Spets sich auf seinen Fahrten davon machte. Zudem betrank er sich nie besinnungslos,

sondern kam immer vergnügt und befriedigt, die Taschen voll klingender Silbermünzen, nach Hause. Es war zu merkwürdig, wie er sich auf einmal verändert hatte.

Der Frühling kam und die große Holzarbeit im Walde nahm ein Ende. Da überredete Spets die lahme Lena, das Geschäft in die Hütte zu verlegen, welche von beginnendem Wohlstande erglänzte! Und Spets brachte Anker auf Anker aus der Stadt, bewirthete seine Gäste freigebig und empfing heimlich die Bezahlung dafür. Er war ein Schenkwirth wie Wenige, welche sich mit gesetzlichem Recht dazu brüsteten, und der unebene Waldweg, der von der Landstraße zu Lena's Hütte führte, wurde auf's Beste von allen fröhlichen Kunden eingefahren.

Gegen Sommer hatte Spets die Unannehmlichkeit, mit einem Knechte in Streit zu gerathen wegen all' der Schnäpse, die dieser auf Credit getrunken und nicht bezahlen wollte. Der Knecht leugnete frech, und als Spets ihn einmal in Gegenwart Anderer schwer beleidigte, rächte er sich dadurch, daß er Zeugen für den unerlaubten Handel in Lena's Hütte sammelte und beide Gatten beim Länsman angab.

Sie wurden vor Gericht gezogen und zu großen Geldstrafen für Geheimkrügerei verurtheilt. Um

diese zu bezahlen, mußte Lena ihr Pferd verkaufen, gerade als das Herbstpflügen beginnen sollte.

Nach dieser Geschichte konnte Spets sich zu Hause nicht mehr recht wohl fühlen. Er ging mit schlechtem Gewissen herum und sah ihre kleine Landwirthschaft verfallen, weil sie kein Pferd hatten, um sie aufrecht zu erhalten. Die lahme Lena war gedrückt, und er bekam täglich Vorwürfe von ihr, daß er sie zu Grunde gerichtet.

Deshalb war er eines Morgens verschwunden und kam mehrere Wochen nicht zurück. Er hatte sein altes Leben wieder aufgenommen. Auf dem Herbstmarkte wurde er wegen Diebstahl eingesperrt. Als er seine Strafe abgesessen, juckte es ihm wieder in den Fingern. Spets war mit keiner großen Charakterstärke ausgerüstet und suchte keinen Schutz vor der Versuchung bei der lahmen Lena. Daher sündigte er wieder, und als er zum dritten Male ertappt wurde, erhielt er lebenslänglichen Unterhalt im Arbeitshause.

* * *

Lena saß in ihrer verfallenden Hütte in traurigen Gedanken über den Lauf der Welt. Die Ellernbüsche auf ihrem Acker hatten schon lange ihre Feldwirthschaft überwuchert, und die Kuh wurde alt und

trocknete ein. Sie selbst hatte nicht die Kraft mehr, den zunehmenden Verfall aufzuhalten. Nach ihrem Unglücke mit der Schenkwirthschaft konnte sie nicht mehr ernsthaft an die Arbeit gehen.

Sie molk ihre Kuh, so lange sie lebte, buk ihr saures Weißbrod und verkaufte es vor der Kirche wie früher, aber es ging auch damit zurück. Die Leute begannen sie zu scheuen, sie war in schlechten Ruf gerathen, und dann waren jüngere und einnehmendere Concurrentinnen aufgetreten als die alte, berüchtigte, lahme Lena.

Die Einzige, die ihr bisweilen Freundlichkeit erwies, war die Pastorin. In einem Gespräche mit ihr faßte Lena einmal ihre Lebenserfahrungen in dem Ausspruche zusammen:

„Es ist doch merkwürdig mit dem Branntwein, daß er auch dann zum Fluche wird, wenn man selbst nicht davon trinkt!“

Und beim Gespräch über ihr Alter sagte sie:

„Ich habe mich schon einmal vor dem Armenhause gerettet, und auch jetzt sollen sie mich nicht dorthin kriegen.“

Und so geschah es auch. Denn in einer Herbstnacht verbrannte die lahme Lena in ihrer Hütte. Niemand konnte angeben, wie das Feuer entstanden war.



# V.

## Die Lippenprobe.

### Von Saima.

Aus dem Finnischen von Max Buch.

Der Bäckerladen war eben geöffnet worden, und eine Verkäuferin war emsig beschäftigt, gestrige Reste fortzuschaffen und die Regale mit frischem Brode zu füllen.

Sie war ein sauberes Ding, klein und drall; in die breite weiße Stirn fiel kokett eine Haarlocke, und ein bischen eitel war sie auch. Hätte sie sonst eine Schleife auf dem Scheitel getragen, einen offenen Halsausschnitt gehabt und um den weißen runden Hals ein schwarzes Sammetband?

Und jedes Mal, wenn sie am großen Wandspiegel vorüberging, schaute sie hinein und hob das Kinn in die Höhe, und man sollte nicht glauben, wie zufrieden sie dann aussah.

Dann kam der erste Käufer, ein kleiner Junge, und fragte, sonderbar genug an so frühem Morgen, nach Punschtorten.

„Sind die Punschtorten fertig?“ rief das Mädchen befehlend durch die Thür in's dritte Zimmer hin, worauf sogleich mit langen Schritten ein Gesell eine Blechpfanne auf dem Kopfe hereintrug.

Er war, wie alle Bäcker, vom Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet, weiß wie ein Sack Weizenmehl, und als er sein Blech auf den Ladentisch gestellt, verbeugte er sich höflich und betrachtete sie mit bewundernden Blicken.

Er war der eine ihrer beiden Anbeter und hieß Vuoltio.

Der Junge erhielt, was er wünschte, und ging.

„Weshalb waren Sie gestern nicht mit auf dem Sommerfest der Bäckerinnung, Fräulein?“

„Ich hatte keine Lust“, antwortete das Mädchen über die Schulter, indem sie die eben gebrachten Kuchen auf einer Glasschaale ordnete. — „War es lustig?“

„Nein, gar nicht“, versicherte Vuoltio. „Ich verstehe nicht, weshalb unsere Vereins-Vergnügungen meist so langweilig sind. Gestern war es besonders ledern.“

Er log. Es war gestern Abend sehr lustig ge-

wesen, und besonders Buoltio hatte viel getanzt; er wollte nur dem Mädchen nach dem Sinne reden, indem er das Gegentheil versicherte.

„War Ström dort?"

Das Mädchen wußte sehr wohl, daß er nicht dagewesen, und fragte nur, um zu fragen.

„Ich habe ihn nicht gesehen", antwortete der Gesell gleichgiltig, „möglich übrigens, daß er auf der Trinkseite saß."

„Ach, Sie!"

Er wandte sich zum Gehen; als aber im selben Augenblicke das Mädchen zum Fenster sprang und eifrig Jemandem nachschaute, blieb er stehen und sah, wie sie erröthete.

„Was fragen Sie mich immer nach diesem Ström! Ja, ich sah wohl, daß er es war, nach dem Sie eben Ihren Hals verrenkten. Seine und Ihre Lippen sind doch nicht vom selben Paar."

Er machte rechts umkehrt und marschirte ärgerlich ab.

Das Mädchen blieb auf dem Flecke stehen, den Kopf zur Thür gewandt, wo er verschwunden war.

Sie verstand den Mann nicht, was meinte er eigentlich? Lippen vom selben Paar! Ja was heißt das? Sie fing laut an zu lachen und lachte so, daß sie, Arme und Kopf auf die Ladentafel gestützt, von

heller Röthe überflammt war. Nein, noch nie im Leben hatte sie so etwas gehört, Lippen vom selben Paar, wie ein Paar Schuhe, ha ha ha . . . .

Ja, sie lachte den ganzen Tag über jede Kleinigkeit und war bei sehr guter Laune. Bisweilen aber verfiel sie in Nachsinnen und starrte die Brode an, statt sie dem Käufer zu geben.

Jener hatte ja behauptet, daß seine und ihre Lippen nicht vom selben Paar wären . . . Wirklich? Sollte das wahr sein? Sie dachte so lange über diese Frage nach, bis sie zu dem Schluß kam, es sei das Natürlichste, die Sache einfach auszuprobiren. Wenn Ström wollte, so würde sie sich jedenfalls nicht widersetzen, denn dann wüßte sie doch, ob seine Lippen für die ihrigen geschaffen wären, ob seine und ihre Lippen ein Paar bildeten. Danach könnte sie dann ruhig in fröhlicher Hoffnung leben oder aber ihn vergessen. — — —

Sie versuchte jetzt, in Ström's Nähe zu kommen, doch bemerkte das Niemand, außer vielleicht Buoltio mit seinen eifersüchtigen Augen. Jedenfalls war er immer in der Nähe oder irgend ein Lehrling oder sonst wer, so daß sie nicht einmal zu einer passenden Unterhaltung mit ihm kommen konnte.

Endlich kam der Tag. Es wurden nämlich für einen alten Hofrath „Goethe'sche Brode“ bestellt,

die nicht vorräthig gehalten wurden; das Mädchen hüpfte lustig wie ein Vögelchen hinaus in die Zuckerbäckerei, um die Bestellung anzumelden, im Herzen den alten Hofrath segnend, denn heute war *er* allein dort.

Ström stand am Zuckerkessel und rührte den siedenden Zucker, die weißen Aermel aufgekrempelt und die weiße Mütze schief auf dem Ohr. Das Mädchen ging auch nicht gleich fort, sondern es blieb stehen und betrachtete seine sehnigen Arme.

„Worüber unterhielten Sie sich neulich am Morgen so eifrig mit dem Buoltio drunten im Laden?“ fragte er.

„Wann denn?“

Sie konnte sich gar nicht entsinnen.

„Montag Morgen, nach dem Sonnenfest. Was hatten Sie ihm gesagt? Er war so ärgerlich, daß er mich nicht einmal grüßte.“

„Was kann Das gewesen sein?“

„Er ist wohl eifersüchtig“, sagte Ström und schaute ihr so unverschämt sicher in die Augen, daß sie erröthete und sich auf dem Absatz umkehrte; aber sie blieb doch.

„Nein, gar nicht“, sagte sie, machte aber süße Augen.

„Nun, was denn sonst?“

„Er glaubte, Sie hätten wohl dort unter den Trinkern gesessen.“

Ström's bärtiges Gesicht wurde merklich länger, und er fragte rasch:

„Sagte er das, der Hallunke? Und er sah mich doch hier an der Pforte stehen, als er die Mimmi so lustig nach Hause begleitete!“

„Nicht möglich!“ rief sie; und wie stellte er sich an, als ob er sich dort gelangweilt. Sie kehrte sich wieder zu ihm um, als hätte sie etwas vergessen, und trat einen Schritt näher.

„Nun, jetzt will ich die ‚Zuckerprobe‘ machen!“

„Gleich, sofort!“

Ström war erfreut, denn immer hatte er sie das lehren wollen, aber sie hatte nie den Muth gehabt. Er schürte das Feuer, und bald brodelte der Zucker in grauem Schaum um den Rand des Kessels.

„Nun jetzt!“

„Er reichte ihr das Gefäß mit Wasser und sie steckte ihren Finger hinein; als sie ihn dann aber in den siedenden Zucker stecken sollte, fehlte ihr wieder der Muth. Sie war ganz entsetzt und schämte sich doch ihrer Angst.

„Nein, ich . . . ich glaub' . . . ich glaub', ich kann's doch nicht . . .

„Nun rasch!“

Ström faßte sie mit dem einen Arm fest um den Leib, ergriff mit der rechten Hand den rechten Zeigefinger der Furchtsamen und steckte ihn zuerst in's Wasser, dann in den siedenden Zucker und wieder in's Wasser.

Das Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah. Sie war von heller Röthe übergossen, theils von der Hitze und theils von . . . ja, und jetzt schoß ihr der Gedanke durch's Gehirn: Jetzt kommt die Lippen=probe.

Ström hob ihre Hand näher an die Augen heran und betrachtete den am Finger hängenden Zucker, er war klar und zähe.

„Gut!“

Mit raschen sicheren Bewegungen schob er den Kessel vom Loch und schloß das letztere, wobei er aber mit der Linken das Mädchen immer noch um=schlossen hielt.

Dann wandte er sich zu ihr, und ehe sie sich dessen versah, hatte er sie geküßt, doch geschah das so rasch, daß sie gar keine Zeit hatte zu beobachten, ob „sie“ wirklich vom Paar waren, und ganz un=willkürlich reichte sie ihm noch einmal die Lippen dar, und er küßte sie noch einmal.

In den Laden zurückgekehrt, wußte sie aber doch noch nicht, ob ihrer Beider Lippen vom Paar war.

Ja, das war schwerer zu entscheiden als sie geglaubt . . . Nun, sie würden es wohl sein!

Sie ging all' die Tage wie im Traume umher und fragte sich beständig, sind sie es oder sind sie es nicht, und erhielt keine sichere Antwort.

Am Verlobungstage wird sie es aber wohl schon gewußt haben, denn sie sah, wenn sie den Käufern das Brod austheilte, gar nicht mehr so nachdenklich aus, wie all' die Tage vorher, sondern froh und glücklich.

Vuoltio hatte ihnen als Hochzeitsgeschenk ein Vogelnest aus gedrehten Zuckerfäden gemacht, darin lagen weiße Eier aus Dragant und am Rande des Nestes saß ein Vogel — von ganz besonders kunstvoller Zuckerarbeit — der hatte ein Papierchen im Schnabel mit der Aufschrift: „Wird das Glück andauern?“

Das war ein kleiner Stich, denn Ström war etwas unbeständiger Natur und liebte das Wirthshaus, aber das beachtete damals Niemand.





# VI.

# Ein sociales Problem.

## Von Helene Westermark.

### Aus dem Schwedischen von Anna Buch.

Nachfolgendes kleines Bild ist ein Versöhnungsopfer auf dem Altare der Freundschaft, allen Denen geweiht, die über das schwer zu lösende Problem grübeln: die Dienstbotenfrage.

Einmal verbrachte ich einige Wochen bei einer entfernten Verwandten. Sie galt allgemein für das Ideal einer Hausfrau; ihr Haushalt war musterhaft, vom Keller bis zum Boden war Alles wohl versehen und geordnet, und man konnte sich ebenso wenig eine Unordnung zwischen ihren Saftkruken und Flaschen vorstellen, wie ein Stäubchen in ihrem Gastzimmer. Brauchten neuvermählte junge Frauen von ihren Bekannten einen Rath — es war noch vor der Zeit der Haushaltschulen, und ehe man ge-

lernt hatte, bei der Zubereitung von Saucen und Puddings die höhere Mathematik und Chemie heranzuziehen — so wandten sie sich stets in schwer zu lösenden Haushaltsangelegenheiten an Tante Minette, und es war sehr selten, man kann sagen, nie der Fall, daß sie nicht Bescheid wußte, von der leichtesten und bequemsten Art, den Kindern Ricinusöl einzugeben, bis zur neuesten Methode, frische Erbsen zu conserviren, was doch für so schwer gilt. Ihre eigenen Söhne und Töchter und alle jüngeren Verwandten, Männer, Frauen und Kinder, hatten den größten Respect vor ihr. Eine Opposition gegen die Wünsche der selbstbewußten, achtunggebietenden alten Dame galt für etwas Undenkbares. Sie besaß also Alles, was gewöhnlich für Glück im Leben gilt — und sie hatte alte, treue, im Dienste ergraute Dienstboten.

Indessen war ich nicht lange in ihrem Hause gewesen, als ich merkte, daß sie von einem heimlichen Kummer gedrückt wurde, trotzdem, nach menschlichem Ermessen, Alles in ihrem Hause auf das Beste geordnet war. Am Morgen brannten oft zwei hochrothe Flecke auf ihren Wangen, und sie war dann besonders nervös und abwesend. Ich fürchtete für eine schwere zehrende Krankheit, die sie möglicher Weise ihrer Familie zu verbergen suchte, aber sie war immer gesund gewesen, ihr Appetit war vor-

trefflich und sie sah nicht im Mindesten schwindsüchtig aus. Wie ich es auch versuchte, Falten und Runzeln auf ihrem Gesicht zu construiren, es blieb doch ebenso glatt, rund und wohlgenährt wie vorher.

Nach aufmerksamer Beobachtung kam ich dahinter, daß diese beunruhigenden Symptome bei der Tante sich nach der morgentlichen Unterredung mit der Köchin über das Mittagessen einstellten. Und nach weiteren, tiefsinnigen Studien kam ich hinter das Geheimniß: die selbstständige alte Frau stand unter dem Pantoffel ihrer Köchin.

Eines Tages eröffnete ich meine Entdeckung dem jüngsten Sohne, dem Studenten, erhielt aber den wohlgemeinten Rath, zu schweigen, — „denn“ sagte er lächelnd — „es ist Mama's schwache Seite, Niemand darf es wissen. — Mina hat wohl zwanzig Mal den Abschied bekommen, ebenso oft hat sie gebeten, bleiben zu dürfen, und Besserung gelobt und ebenso oft die versprochene Besserung vergessen. Es ist ebenso unmöglich, sie loszuwerden, wie das kalte Fieber im Frühling, wenn man es einmal bekommen hat. Wir unterwerfen uns Alle — die ganze Familie — des guten Essens wegen.“

Und er warf sich in's Sopha zurück und lachte herzlich.

„Wenn Du versprichst, Dich ganz unwissend

zu stellen, so sollst Du etwas Lustiges zu hören bekommen:

„Eines Tages war in der Küche Alles drüber und drunter und Mama in vollster Verzweiflung. Sie kam ganz blaß in's Zimmer und sagte mit der tiefen Baßstimme, die wir Kinder mehr als Alles in der Welt fürchteten:

„Wenn doch der Teufel Mina nähme und irgend ein Mann Fina, damit ich doch endlich Frieden hätte."

Er fuhr sich mit den Fingern durch's Haar und lachte, daß er sich schüttelte.

„Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus, als wäre eine drückende Last von ihr genommen, sprach aber nie wieder ein Wort darüber. — Bei uns ist dieses sprüchwörtlich geworden, doch wagen wir nie, es in Mama's Gegenwart auszusprechen." — —

Selbstbewußt, starkknochig und pockennarbig stand Mina in ihrer Küche. Die Aermel stets über die Ellenbogen zurückgeschlagen, so daß die großen sehnigen Hände und die plumpen Arme hervorschauten, fast ebenso roth vom beständigen Scheuern wie ihre glänzenden Kupferkasserollen. Wie eine Königin stand sie da zwischen ihren Pfannen, Kasserollen und Formen, welche glänzend blank leuchtende Reflexe von Wänden und Regalen warfen. Es war

ein stolzer Anblick alle diese wohlgeordneten Reihen; aber dafür hatte sie auch in zwanzigjährigem treuen Dienst einen Satz Küchengeschirr zerscheuert und Diele, Tische und Stühle hatten unter der strengen Herrschaft der Scheuerbürste längst jede Farbe verloren. Jeden Sonnabend Abend wurde Alles von Nägeln und Regalen heruntergerissen, Schränke und Schubladen wurden geleert, die Dielenläufer abgenommen, alle Möbel mitten auf die Diele gezogen und dann waren Besen und Scheuerbürste, Staubtücher, Scheuereimer und Rohrstöcke bis weit nach Mitternacht im Schwung.

Dafür sagten aber auch Tante Minette's Freunde, daß eine zweite ähnliche Küche nicht zu finden sei, und es wäre eine Freude, einen Blick hineinwerfen zu können. Diese Freude durfte aber die Besitzerin dieser Herrlichkeiten am wenigsten genießen. Trat Tante herein, traf sie sogleich ein mißtrauischer Blick aus Mina's kleinen graugrünen Augen, und wollte sie sich einmal das Vergnügen erlauben, einen Kuchen oder Pudding zuzubereiten, so ergriff sie gewöhnlich die Flucht vor Mina's Frage, ob die Frau Staaatsräthin sie für so erbärmlich hielte, daß sie nicht einmal verstände, einen Pfannkuchen zu machen. — Wenn Mina schlechter Laune war, so hieß jede Speise „Pfannkuchen“.

So war Tante aus ihrer eigenen Küche verbannt, aber sie verbarg ihre Niederlage und trug sie mit großer Würde. Als die Töchter im Hause aufwuchsen, sich verlobten und das Kochen erlernen sollten, wurden sie zu einer Kochfrau geschickt.

„Es ist besser so“, sagte Tante — „es wird zu Hause doch nichts Ordentliches daraus“, — aber das Herz schmerzte sie, da sie so stolz auf ihre Küche und ihren guten Tisch war. Mina wäre nie im Leben darauf eingegangen, Jemanden in ihrer Küche herumkramen zu lassen.

Es gelang mir Minas Gunst zu erringen durch die Bitte, mir das Recept zu einem Kuchen zu geben. Es war unglaublich, wieviele Kuchen sie mich machen lehrte, und unglaublich, wie ungleich meine Kuchen den ihrigen wurden, wenn ich sie nachher ausführte. Es war übrigens nicht leicht, nach Mina's Dictat zu schreiben, denn sie verlor sich gewöhnlich in eine Menge Details, schweifte ab und hielt sich selten an den Gegenstand. — „Dann trennt man die Eidotter vom Eiweiß und schlägt das Weiße zu Schaum. ...“ dictirte Mina.

„Wie viel solcher Kuchen hat Mina wohl schon gemacht“, äußerte ich bewundernd.

Sie schmunzelte vergnügt: das hieß, sie von der rechten Seite anfassen.

„Der Herr Protocollsecretair mußte jeden Sonntag diesen Kuchen haben, und der Hofrath fand ihn so leichtverdaulich, und Fräulein Marianne war ganz vernarrt in ihn“, schmunzelte Mina, „und als die Haushälterin auf dem S'schen Gute Hochzeit feierte — unsere Herrschaft wohnte im Sommer dort auf dem Lande — da sagte die Pröpstin, sie hätte nie einen so schönen Kuchen gegessen wie den, welchen ich zur Hochzeit gebacken hatte. Er war so groß und mit vier Sorten Saft und Pomeranzenschalen und Fruchtstückchen verziert.“

„Und dann rührt man Mehl dazu“ — fuhr Mina fort.

„Hat Mina selbst nie daran gedacht, Hochzeit zu feiern“, fragte ich scherzend.

Eine dunkle Blutwelle schoß in Mina's ohnehin von der Herdhitze stark geröthetes Gesicht, und verlieh ihm eine violette Färbung. Die Puddingform, welche eben von innen mit Butter beschmiert wurde, flog weit über den Tisch hin. —

„Der Herr Jesus ist mein Bräutigam“, schrie sie beinahe.

Dann warf sie eine Handvoll Korinthen in den Teig und rührte mit Verzweiflung.

Ich hatte, ohne es zu wissen, einen wunden Punkt berührt; später hörte ich, daß Mina einst mit

einem jungen Seemann verlobt gewesen war. Da erkrankte sie an den Pocken. Als sie nach vielen Wochen vom Krankenlager aufstand und er sie sah, fuhr er hinaus auf eine lange Seereise, von der er nicht wiederkehrte. Vielleicht lag hierin die Lösung für manchen schwerzufassenden Zug in Mina's Charakter, vielleicht war dieses der Grundton, nach dem alle anderen in Harmonie oder Disharmonie gestimmt waren. —

Wer längere Zeit mit Mina zusammen war, konnte beobachten, wie sie stets bei Unwetter und Sturm, besonders an dunklen Herbstabenden, vor sich hinmurmelte: „Jesus, hilf!" Jetzt geschah es wohl mechanisch und wie aus alter Gewohnheit, aber es war gewiß eine Reminiscenz aus früheren Zeiten.

„Keiner, der nicht geweckt ist, weiß, wie herrlich der Herr ist", fuhr sie mit fanatischem Eifer fort. „Früher hatte ich nirgends Frieden, sondern ging umher wie ein Schaf in der Irre, bevor sich der Herr Jesus meiner Sünden erbarmte. Ich ging von der Kirche zum Bethause, vom Bethause zur Betkapelle, aber nirgends erhielt ich die rechte Aufklärung. — Und die Noth war groß und ich rief zum Herrn, aber nirgends fand ich Erlösung. Da eines Tages saß ich auf der Bank gerade hier neben dem Heerde und schälte Kartoffeln — und es waren

so schöne große Kartoffeln in dem Jahre, daß ich sie bisweilen, wenn sie mit Fisch gekocht wurden, in 4 Theile schneiden mußte — auf einmal kam ein Gefühl über mich, jetzt bist du selig und erlöst. — Ich wurde so froh, daß ich hätte auf Markt und Straßen hinauslaufen mögen, um meine Freude zu verkünden. . . .“

Hier wurde unsere Unterhaltung durch die Tante unterbrochen, welche kam, um nach einigen Saftkruken zu sehen. Ein langer mißtrauischer Blick schoß aus Minas eben noch so exaltirten graugrünen Augen, und sie wunderte sich mit geller Stimme, daß sie das nicht mehr machen könne und die Frau Staatsräthin selbst kommen müsse. —

Im Grunde bewunderte Mina ihre Hausherrin, aber auf ihre Weise. „Die Staatsräthin hat's gesagt“, war der Machtspruch, mit dem jede unpassende Opposition Anderer abgeschnitten wurde. Im Auftreten und Wesen versuchte sie so viel als möglich die imponirende Erscheinung ihrer Herrin nachzuahmen. Eines Tages, als sie ihre Einkäufe beim Gemüsehändler machte, sah ich zu meinem großen Erstaunen und Vergnügen Tantens kleines, vornehmes Kopfnicken von Minas plumpem Schädel nachgeahmt und karrikirt.

Ihre Anstellung bei Staatsraths war ihrer An-

sicht nach für beide Theile sehr ehrenvoll, und sie unterließ selten, dieses, besonders Fremden gegenüber, hervorzuheben. Des Hauses Ehre war auch die ihre, und für die größte Entehrung hielt sie mißrathenes Essen bei einem der jährlichen großen Mittage oder Soupers. Gleich einem General, der vor der Schlacht die Karten und Pläne des feindlichen Gebiets studirt, stand Mina bei diesen feierlichen Gelegenheiten vor Tagesanbruch auf und buchstabirte mit lauter, gellender Stimme ihr Kochbuch durch. Zu ihren seligsten Augenblicken gehörte sicher, wenn sie nach aufgehobener Tafel, gleich einem Feldherrn, der nach der Schlacht die Wahlstatt überschaut, ihre Schaaren von Schüsseln und Tellern, Gläsern, Flaschen und Schalen musterte, die jeden Tisch, Stuhl oder Bank in ihrem Reiche füllten, bereit, eine gründliche Reinigung durchzumachen.

Einmal wurde nach langer Ueberlegung zwischen Tante und ihrem Manne beschlossen, daß Mina eine Belohnung für zwanzigjährigen treuen Dienst erhalten sollte. Zwei große, silberne massive Löffel mit der Inschrift „für treuen Dienst“ wurden ihr feierlich überreicht. Als dieses am folgenden Tage auch in der Zeitung stand, buchstabirte Mina die Zeilen immer wieder durch und bat schließlich, sie ausschneiden und in ihrem Gebetbuch verwahren zu dürfen.

In ein dünnes schwarzes Victorinkleid mit schmalem weißen Kragen gekleidet, das dünne röthlich schimmernde Haar mit Wasser glattgekämmt und die beiden Silberlöffel in ihren rothgescheuerten Händen, die lang aus den engen Aermeln heraushingen, kam sie in's Gastzimmer, um der Herrschaft zu danken.

Als die letzte Spur der in einen runden Knoten im Nacken fest zusammengedrehten Flechte durch die Thür verschwunden war, hörte ich Tante mit einer beinahe klagenden Stimme und einer für ihr energisches Gesicht ungewöhnlich ergebenen Miene halblaut ausrufen:

„Eigentlich wäre ich es, welche die Belohnung haben sollte.“





VII.

# Der Reisegefährte.

## Von Pietari Päiwärinta.

Aus dem Finnischen von Anna Buch.

Es war Ende März. Das Wetter war schön und überall sah man Zeichen des nahenden Frühlings. Die Vögel zwitscherten munter in den Bäumen, dem Geber aller guten Gaben ihren fröhlichen Lobgesang darbringend. Die Schlittenbahn war, wenn auch noch nicht ganz zu Ende, so doch sehr schlecht, denn die Wege waren überall kothig und uneben und stellenweise ganz kahl. Die Bäche und Flüsse waren mit Schneeschlacken und Wasser gefüllt, und nur die

---

Wir glauben hier besonders hervorheben zu müssen, daß der Verfasser keineswegs den geistlichen Stand als solchen angreifen will, er gehört ihm ja als Küster gewissermaßen selber an; er schildert einfach einen einzelnen Fall, ein einzelnes Erlebniß. D. Hrsg.

Nachtfröste verhinderten noch das vollständige Aufgehen. An einigen Stellen hatten sich die Eisschollen über einander geschoben, als ob sie vor sich hinschauen wollten, um die Richtung ihres Weges zu erspähen, während sie darauf warteten, daß der warme Frühlingshauch ihnen den letzten Wink geben und sie von des Winters langer, strenger Gefangenschaft befreien solle. An günstigen Stellen hatte sich das Wasser schon hie und da eine Rinne freigemacht und eilte fröhlich dahin, über die Abhänge hüpfend, brausend und schäumend, auf alten bekannten Wegen dem Mutterschooße des Meeres zu.

Um diese Zeit war es, als ich in dringenden Angelegenheiten eine weitere Reise unternehmen mußte. Eines Morgens früh erblickte ich einen Mann, der, gleich mir, auf Reisen war. Er schien ein sehr mageres Pferd und ein schweres Fuder zu haben und ging selbst, im Kothe patschend, hinter dem Fuder her. Als ich ihn eingeholt hatte, sprang ich aus dem Schlitten, um eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Guten Morgen, Freund“, sprach ich, als ich neben ihm stand.

„Gottes Frieden!“ antwortete der Mann, ohne den Kopf umzuwenden.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, meinen Reisegefährten

näher zu betrachten. Sein Pferd war in der That mager wie ein Skelett, und seine Fracht bestand aus zwei Tonnen Theer. Am Geschirr stachen die Weidenruthen, mit denen die Ranken an den Fehmerstangen* befestigt waren, sowie die unzählige Male geflickten Leinen am meisten in die Augen. Im Schlitten sah man etwas hartes grobes Sumpfheu, das Wegefutter des Pferdes, für welches wohl auch der lange vollgestopfte Sack bestimmt war, der auf den Theertonnen im vorderen Theile des Schlittens lag und Häcksel zu enthalten schien. Außerdem fand sich im Schlitten noch eine kleine Tasche aus Birkenrinde, die vermuthlich des Mannes eigenen Eßvorrath enthielt. Er selbst war in einen fadenscheinigen und zerrissenen alten Rock gekleidet, der statt eines Gürtels sehr tief, fast auf den Hüften, mit einem alten Stück Strick umbunden war. Der Rock hatte oberhalb weder Knöpfe, noch andere genügende Befestigungsmittel, und das um die Hüften gebundene Stück Strick konnte seine zusammenhaltende Kraft nicht so weit hinauf erstrecken; daher waren die Fetzen über der Brust offen, und durch die Lappen schimmerte die fast entblößte Haut hervor.

Seine Schuhe waren sehr alt und viele Male

---

* Gabeldeichsel.

geflickt. Jetzt waren sie wieder zerrissen, und große Strohbündel steckten in den Löchern. Wenn ich noch hinzufüge, daß seine Hände in vielfach geflickten Handschuhen steckten, und daß seine Kopfbedeckung von einer alten, schäbigen Pelzmütze gebildet wurde, so hat der Leser ein naturgetreues Bild seines äußeren Menschen.

Wie schon erwähnt, ging der Alte hinter dem Fuder her und konnte wohl auch kaum einen Platz im Schlitten einnehmen, denn die beiden Theertonnen bildeten offenbar schon eine mehr als genügende Last für die magere Schindmähre, besonders bei so schlechtem Wege. Auf den kahlen Stellen schob der Alte aus Leibeskräften am Fuder, um seinem abgezehrten, sich vergebens abquälenden Gaule zu helfen. Die Geleise und Gruben auf dem Wege waren voll Wasser, und aus den mit Stroh verstopften Schuhen sprudelte dasselbe bei jedem Schritt hervor.

„Wohin geht die Reise?“ fragte ich, um ein Gespräch einzuleiten.

„Zur Stadt!“ war die kurze, in gedrücktem Tone gegebene Antwort.

„Ihr habt Eure Reise zu sehr ungelegener Zeit unternommen.“

„Es ist wahr“, antwortete der Alte, „die Wege sind schlecht, ich hatte aber keine Zeit, auf bessere zu warten.“

„Was für dringende Angelegenheiten konnten Euch denn veranlassen, bei solchen Wegen eine Fahrt zu unternehmen?“ fragte ich wieder.

„Die Auspfändung steht vor der Thür, und die fragt nach keinen Wegen“, sagte der Mann sorgenvoll, und jetzt erst warf er einen scheuen, betrübten Blick auf mich.

Nun sah ich auch sein Gesicht. Es war runzelig und abgezehrt; es schien, als wäre er vor der Zeit gealtert, denn seine Gestalt und sonstige Haltung deuteten auf weniger Jahre, als man nach seinen Gesichtszügen schließen konnte.

„Wer ist denn so hart, daß er Euch bei solchen Wegen zu einer Fahrt in die Stadt zwingt?“

„Der Propst“, war die kurze Antwort.

„Der Propst! Ihr schuldet ihm also viel?“ fragte ich erstaunt.

„Nicht gerade viel, nur den Zehnten vom vorigen Jahre“, sagte seufzend der Bauer.

„Nur den Zehnten vom vorigen Jahre! Aber seid Ihr denn nicht bei ihm gewesen und habt um Aufschub gebeten?“

„Da gewesen bin ich schon, mehrere Male sogar.“

„Nun, was sagte er?“

„Er war sehr böse und sagte: „Ihr bestehlt mich, Ihr Lümmel!“ und obgleich ich ihn mit Thränen

in den Augen hat, zeigte er doch kein Mitleiden!" antwortete er und warf wieder einen düsteren Blick auf mich.

„Ihr habt aber einen unbarmherzigen Propst. Er hätte schon ohne Gefahr so lange wenigstens warten können, bis die Wege besser geworden wären", äußerte ich.

„So schien es auch mir. Aber ich bin ja dumm, ich verstehe von diesen Dingen nichts; der Propst weiß es wohl besser. Er trägt ja wohl unserer Seelen wegen viel Arbeit und schwere Verantwortung, so muß er denn wohl auch alle seine Zehnten bekommen. Er ist ein guter Redner und verrichtet sein Amt ausgezeichnet. Ich sage nichts über den Propst, aber ich kann nicht bezahlen, so gern ich möchte. Viele behaupten wohl, der Propst sei sehr genau mit demjenigen, was er zu bekommen hat; wie sollte er aber wohl bei der großen Verantwortung leben, wenn er nicht bekäme, was ihm zukommt?" meinte der Bauer in aller Unschuld.

Diese einfache Rede enthüllte die Denkweise des Mannes. Sicherlich hatte er mehr von des Lebens Kummer und Sorgen ertragen als der Propst, wegen dessen irdischen Wohlergehens er so ernstlich besorgt war. Sein ganzes Leben war ein Kampf mit einer kargen dürftigen Natur, sowie augenscheinlich auch

mit Noth und Elend, er fühlte aber nur, daß es seine Pflicht war, Anderen zu geben, was ihnen zukomme, möchte es ihm selbst ergehen, wie es wolle. Nur Eines bekümmerte ihn, daß er seinen Verpflichtungen nicht voll nachkommen konnte. Ich hatte unbedachtsamer Weise den Propst unbarmherzig genannt; er stimmte in dieses Urtheil nicht ein, er erlaubte sich nicht, den zu schelten, um dessentwillen er meiner Ansicht nach zu schwer zu dulden hatte.

„Es kränkt mich so, daß der Propst mir sagte, ich stehle. Ich will nicht stehlen, aber ich konnte nicht bezahlen“, sagte der Mann, augenscheinlich sehr gekränkt.

Diese Aeußerung kam aus einem redlichen, wenn auch halb gebrochenen Herzen.

„Wenn ich diese Theertonnen zur Stadt schaffen könnte, so könnte ich den Propst bezahlen und der Execution entgehen“, fuhr er fort. Er schien mittheilsamer zu werden.

Ich wünschte etwas mehr über seine Lebensverhältnisse zu erfahren und sprach daher scheinbar gleichgiltig:

„Ihr habt ein sehr mageres Pferd; es wird kaum im Stande sein, die Theertonnen bis zur Stadt zu schleppen.“

„Ja, ja“, stimmte der Mann bei, „mager ist es

schon, das arme Thier. Wie sollte es aber auch anders sein, da es nichts als schlechtes Heu und Wasser erhält."

„Das Pferd sollte aber doch immer vorangehen", bemerkte ich.

„So scheint es wohl aus der Ferne. Wenn man aber Alles durch den Frost verloren, steckt man doch lieber Alles, was nur entfernt an Korn erinnert, in seinen und der Seinigen Mund, und auch dann ist der Unterschied zwischen Thier- und Menschenfutter nicht groß. Ist man erst so weit gekommen, so scheint mir, muß wohl die Familie vorangehen, und nicht das Pferd, wie Ihr meint", sprach der Mann und sah mich an, gleichsam erstaunt über meine Anschauungsweise.

„Eure Schuhe hättet Ihr aber doch flicken können, damit Eure Füße nicht naß zu werden brauchten", erwiederte ich, theils aus Neugier, um mehr zu erfahren, theils weil ich glaubte, der Mann wäre vielleicht unordentlich.

„So könnte es dem erscheinen, der die Umstände nicht kennt. Wenn man aber sechs nackte hungrige Kinder und ein Weib um sich hat, so hat man gerade keine Zeit, an seine eigenen Kleider und Schuhe zu denken. Uebrigens sind diese Schuhe schon oft geflickt gewesen, ihre Zeit ist gewesen und vergangen.

Ich würde auch schon verstehen, bessere Kleider zu tragen, aber ich kann mir keine schaffen."

„Woher stammt Ihr?"

„Aus einem Dorfe an der Grenze dieses Kirchspiels."

„Wie heißt Ihr?"

„Darbhügel-Matti nennt man mich, und gedarbt habe ich mein ganzes Leben lang dort auf meinem Darbhügel."

„Wie das?"

„Sehr einfach. Unsere Hütte ist in einem abgelegenen Winkel unseres Kirchspiels, mitten zwischen Sumpf und Morast, auf einen Boden gebaut, der für Andere zu schlecht war. Mein Vater bebaute die Stelle und machte sie freilich schon vor langer Zeit urbar, aber doch stattet dort auch jetzt noch der Frost alle Jahre seinen Besuch ab."

„Könnt Ihr denn eine so unzuverlässige Stelle nicht verlassen? Ihr würdet gewiß eine bessere finden."

„Das geht nicht so leicht, wie man glauben sollte. Wenn wir sie verlassen wollten, würde uns Niemand etwas dafür bezahlen wollen; und womit sollten wir eine andere kaufen? Wir müssen also bleiben, und besser ist es doch noch dort, als umherzuziehen und zu betteln, was ja gerade auch nicht

angenehm ist. Wenn ich nur der Execution entgehen könnte!"

„Ist der Theer, den Ihr zur Stadt führt, vom vorigen Sommer?"

„Nein, wie sollte ich den so lange halten können? Auch der geht von der Hand in den Mund. Dieser ist frisch gebrannt, und sobald ich ihn in der Tonne hatte, mußte ich mich auf den Weg zur Stadt machen."

Während dieses Gespräches näherten wir uns einem Gehöfte. Es war dieß eine Haltestelle, und mein Gefährte erklärte, daß er daselbst sein Pferd zu füttern gedächte. Dieses war auch meine Absicht; denn wenn ich auch keine Last zu führen hatte, war ich doch schon so lange unterwegs, daß mein Pferd Erholung und Futter brauchte. Wir kehrten also ein. Der Schlitten des Bauern kratzte schwer auf dem entblößten Wege in der Nähe des Gehöftes, und wir halfen Beide dem mageren, mit allen Kräften sich anstrengenden Pferde. Nachdem wir unsere Thiere ausgespannt und ihnen Heu vorgelegt hatten, nahm jeder seinen Speisesack und ging in die Stube, denn auch wir bedurften eines kleinen Frühstücks. Mein Gefährte nahm seine Tasche aus Birkenrinde, suchte etwas daraus hervor und setzte sich in die entfernteste Ecke hinter den Heerd. Ich war begierig zu er-

fahren, welcher Art die Wegekost des Mannes war, und machte mir daher am Heerde zu schaffen. Kärglich und mager war sein Speisevorrath bemessen. Schwarz war das Borkenbrod,* das er brach, und scharf und bitter war auch die Zukost zu dem kraftlosen Brode: einige Körnchen Salz in einer Birkenrinde, worein er sein geschmackloses Brod tauchte.

Ich wandte mich von diesem Anblick ab und ging zu meinem eigenen Speisesack. Dabei versuchte ich so ruhig und gleichgiltig wie möglich auszusehen, trotzdem sich die wunderlichsten Gefühle in meinem Herzen regten. Als ich äußerlich einige Fassung errungen hatte, sagte ich:

„Kommt und eßt mit mir von meinem Speisevorrath!“

Er sah schnell auf und blickte mich an, antwortete aber nichts und folgte auch nicht meiner Einladung. Vielleicht hörte er nicht recht oder es hielt ihn auch der Wunsch, mit dem Eigenen auszukommen, davon ab, eine so große Freigebigkeit anzunehmen.

„Kommt nur her und eßt!“ ermahnte ich ihn noch ein Mal.

---

* In Finnland wird in Hungerjahren gemahlene Kiefernborke in's Mehl gemischt, eines der schlechtesten Surrogate, da es nicht den geringsten Nährwerth enthält.
Der Herausg.

„Weshalb seid Ihr so gut gegen mich?“ fragte er nun und steckte seine magere Wegekost wieder in die Tasche.

Darauf kam er langsamen Schrittes zu mir, einen schnellen Blick gerade in meine Augen werfend, als wollte er sich überzeugen, daß meine Aufforderung ernst gemeint war.

„Wir sind ja schon so bekannt, daß wir gut gegen einander sein können“, sagte ich. „Setzt Euch nur her und eßt“, ermunterte ich ihn von Neuem.

Hierauf setzte er sich und aß, und ich muß gestehen, daß er einen recht guten Appetit entwickelte.

* * *

Unsere Wege trennten sich hier. Der Bauer setzte seine Reise zur Stadt fort, und ich verfolgte meine eigenen Wege und Angelegenheiten.

Während ich so allein weiter fuhr, kam der merkwürdige Mann, den ich unterwegs getroffen, nicht aus meinem Sinn. Sein mageres Pferd, die schlechte Wegekost Beider, die zerrissene Kleidung des Mannes und sein vorzeitig gealtertes Gesicht schwebten beständig vor meinen Augen. Dazu klangen mir beständig die Worte in den Ohren: „Ja, so könnte es dem scheinen, der die Umstände nicht kennt!“

In diesen Gedanken fuhr ich meinen Weg, einen Tag, zwei Tage. Was hat ein Reisender denn Anderes zu thun, als darauf los zu fahren!

Jetzt sah ich ein großes, dichtbebautes Kirchdorf vor mir. Das Dorf erstreckte sich weit hin, und weit hin erstreckten sich auch die Felder, zwischen denen die Gebäude, eines stattlicher als das andere, in dichten Reihen standen. Das waren keine neuen Ansiedelungen, sondern alte feste Höfe. In ihnen waren schon Streitigkeiten ausgekämpft worden, in ihnen war gerungen und gelebt worden schon seit undenklichen Zeiten, in vielen Generationen, und die Gegenwart freute sich und genoß die Früchte der Klagen, Seufzer, Leiden und Bedrückungen der Vergangenheit. Hier schuldete vielleicht Niemand dem Propste seinen Zehnten — ja, ja, vielleicht.

Die stattliche Kirche stand auf einem hohen Hügel am Ufer eines schönen, weitgestreckten Sees, und dichter Tannenwald umgab sie von allen Seiten. Etwas weiter, auf einer tief in den See hineinragenden Landzunge lag das schöne Pastorat, von einem lauschigen Parke umgeben. Meine Geschäfte erforderten die Einkehr in das Pastorat. Stattlich war es von Außen, stattlich auch von Innen. Alles, was die moderne Civilisation hervorzubringen vermag, konnte man hier sehen.

Der Propst saß in einem schönen gepolsterten Lehnstuhle. Er war von hoher, fülliger und stattlicher Gestalt; von ihm konnte man nicht behaupten, daß er vorzeitig gealtert wäre. Er war Propst in dem Kirchspiel, wo Matti's Darbhügel belegen war, und seinetwegen war Matti nun auf dem Wege zur Stadt und hätte ihm so gern den Zehnten bezahlt, wäre er nur im Stande dazu gewesen. Das stattliche Dorf war Matti's Kirchdorf, und er, als Glied der Gemeinde, gehörte gewissermaßen auch zu diesem Dorfe.

Als ich zum Propste eintrat, befand sich dort auch der Küster, der eben vom Propste gescholten wurde.

„Du bildest Dir auch ein, ein recht ehrlicher Mensch zu sein, und hast mir noch nicht ein einziges Mal gesagt, wie viel Kühe Jeder hat, obgleich ich sehr gut weiß, daß Du eben wieder über die Kühe mehrerer Höfe Nachricht hast.“

„Wer? Ich?“ sagte der Küster.

„Ja, gerade Du“, versetzte der Propst und sah dem Küster scharf in die Augen.

„Wie sollte ich Aller Kühe kennen?“ sagte der Küster bescheiden. Er wollte augenscheinlich jeden heftigeren Wortwechsel vermeiden.

„Du kennst sie sehr gut, das weiß ich, aber Du willst es mir nicht mittheilen. Die Hallunken be-

stehlen mich beständig, und wer mit ihnen hält, theilt ihre Sünde. Weißt Du, Küster, was des Diebes Lohn ist?“ schalt der Propst immer weiter.

Der Küster schien auch nicht von Holz zu sein. Die Röthe des gekränkten Selbstbewußtseins und Ehrgefühls stieg in seine Wangen, und er antwortete auf diese, auch meiner Ansicht nach, zu weit gegangene Beschuldigung:

„Ich halte mich nicht für verpflichtet, das Kirchspiel zu durchwandern und die Kühe der Bauern zu zählen, um es dem Herrn Propst mitzutheilen. Ebenso glaube ich, weder vor Gott noch vor den Menschen die Verantwortung für überzählige Kühe zu haben. Es giebt ja wohl in der Welt zwei Arten von Menschen: die Einen wollen ihre Einnahmen so groß als möglich machen, die Anderen wieder ihre Ausgaben so klein als möglich; auch dafür halte ich mich für in keiner Weise verantwortlich. Wer aber oft in die Hütten der Armen getreten ist und mit ihnen umgeht, begreift, weshalb es so ist. — Meiner Ansicht nach haben der Herr Propst mehr gesagt, als recht und billig war.“

Jetzt war die Reihe des Erröthens am Propste. Er rief dem Küster mit dem ganzen Nachdruck seiner Amtswürde zu:

„Wissen Sie, Küster, mit wem Sie reden?“

„Das weiß ich sehr gut! Ich spreche mit dem Herrn Pastor, wenn auch gerade nicht mit dem gnädigen", fügte er darauf hinzu und ging. Weder Propst noch Küster sagten ein Wort des Abschiedes. Ich konnte jetzt mein Anliegen vorbringen. Der Propst war bei sehr reizbarer Laune; offenbar war er über die aufrichtige Sprache des Küsters aufgebracht.

„Der Schlingel hat Kopf und Mund überall und schämt sich nicht vor denen, die mehr sind als er. Er hat sich hier oft so störrisch aufgeführt, daß mehr als ein Pfarrer mir gesagt hat: „Wäre das mein Küster, ich wollte ihn schon klein kriegen!" Versuche es aber nur, ihn zu beugen! Ihr habt ja selbst gesehen, wie es dann geht", sagte der Propst ärgerlich. Ich hatte hierauf nichts zu erwidern, denn mir schien, als habe der Propst selbst am meisten Veranlassung zum Wortwechsel gegeben. Ich selbst war demüthig und brachte höflich mein Anliegen vor, und das half. Der Propst wurde gleichfalls höflich und entgegenkommend, und bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch über Dieses und Jenes verwickelt. Der Propst schien das Volk und seine Sitten und Gebräuche sehr gut zu kennen, wenigstens war er, seiner Rede nach zu urtheilen, selbst davon überzeugt. Er war der Ansicht und sprach viel darüber, daß die Menschen,

oder richtiger das Volk, nicht so viel Verstand besäßen, um zu verstehen, ihrem größten Wohlthäter dankbar zu sein. Er erwähnte zwar nicht, wer dieser größte Wohlthäter des Volkes war, aber seine Worte waren so deutlich, daß ich verstand, der Propst meinte sich selbst. Diese Rede schien mir viel von einer Märtyrerpredigt zu haben.

Meine Angelegenheit wurde nach Wunsch erledigt, und ich machte mich auf den Weg.

Aber immer und immer wieder drängte sich der Darbhügel-Matti in meine Gedanken. Ich verglich die Stellung der Menschen und ihr zeitliches Auskommen im Leben und stellte unwillkürlich Matti und den Propst einander gegenüber. Ungleich, sehr ungleich waren ihre Loose gefallen. In einer stattlichen, bequemen Wohnung, mitten in den Genüssen des Lebens, bei seiner gefüllten Fleischschüssel und umgeben von Allem, was das Leben bieten kann, lebte der Eine ohne Sorgen und Mühen und ohne eine Execution zu befürchten. Der Andere dagegen lebte unter beständiger Arbeit und Mühe in Hunger und Kälte, in beständiger Unruhe und Sorge, umgeben von einer nackten und hungernden Familie, im Kampfe mit einer so kargen, neidischen Natur, in fortwährender Furcht, alle Kräfte aufbietend, um seine häuslichen und socialen Pflichten zu erfüllen

und schließlich — unter der schweren Last des Lebens zusammenzubrechen.

Meine Geschäfte hielten mich noch mehrere Tage im Kirchdorfe zurück; dann war Alles erledigt, und ich machte mich wieder auf den Weg, um noch weiter zu reisen. Jetzt ging die Fahrt durch abgelegene Gegenden, und die Wege gingen so in die Kreuz und Quere, daß ich einen Wegweiser nehmen mußte. In tiefe Gedanken versunken, saß ich in meinem Schlitten, und mein halbwüchsiger Bauernbursche lenkte das Pferd und sang leise seine Lieblingsweisen; er schien ganz unberührt von den Sorgen dieser Welt.

Während des ganzen Weges sprachen wir kaum zwei Worte mit einander.

Ungefähr anderthalb Meilen von der Kirche erblickte man ein Stückchen links vom Wege ein einsames Gehöft, wo mehr Volk versammelt zu sein schien, als es in so abgelegenen Gegenden gewöhnlich ist.

„Was ist das für ein Gehöft?“ fragte ich meinen Gefährten.

„Das ist Darbhügel“, antwortete der Knabe sorglos.

Ich fuhr zusammen.

„Weshalb sind dort so viele Menschen versammelt?“ fragte ich fast verwirrt.

„Da ist Executiv-Auction wegen der Abgaben für den Propst“, sagte er ebenso gleichgiltig.

„Heißt der Wirth des Gehöftes Matti?“ fragte ich wieder.

„Er heißt Matti“, antwortete der Knabe mit zunehmender Gleichgiltigkeit.

„Ich traf ihn, als ich zu einem Dorfe kam“, sagte ich in meinem Schreck; „er war auf dem Wege zur Stadt und wir waren den halben Weg Reisegefährten. Wie ist das möglich? Ich müßte ihm doch begegnet sein, anstatt ihn eingeholt zu haben?“

„Das ist leicht erklärt: Matti nahm einen anderen Weg, dieser wäre für ihn ein Umweg gewesen.“

„Wahrscheinlich ist er noch nicht aus der Stadt zurück, da es dennoch zur Execution gekommen ist, um derentwillen er ja gerade mit Theer zur Stadt fuhr“, sagte ich wieder.

„So wird es wohl sein“, meinte der Knabe.

Jetzt bog ein Weg nach Darbhügel ab.

„Fahre auf den Hof“, sagte ich.

Der Junge gehorchte.

Als wir auf's Gehöft kamen, sah ich, daß hier Alles seinen Weg gegangen war. Viel hatte sich gerade nicht zum Verkaufen gefunden, nur einige magere Kühe, das war Alles! Es hätte sich freilich

noch etwas gefunden, nämlich einige kleine nackte und hungrige Kinder und eine vor der Zeit verwelkte Mutter, aber diese zu nehmen, hatte auch der hartherzigste Gläubiger nicht das Herz, wenigstens nicht so christlich gesinnte Menschen, wie der Propst einer war.

Die Kühe standen schon auf dem Hof, von ihren neuen Besitzern an Weidenringen gehalten. Sie waren im Begriff, den Hof zu verlassen. Bleich stand die betrübte Mutter unter ihrer hungrigen Kinderschaar. Sie weinte nicht; sie hatte sich wohl schon früher ausgeweint, wovon auch ihre matten, gerötheten Augen zeugten.

Ich trat zu ihr und fragte:

„Ist Euer Mann noch nicht aus der Stadt zurück, da Ihr doch Execution gehabt habt?“

„Wie wißt Ihr, daß Matti in der Stadt ist?“ sagte sie und sah mich fragend an.

„Ich traf ihn auf dem Wege.“

„Er ist noch nicht zurückgekommen, trotzdem es seine Absicht war, sich so viel als möglich zu beeilen. Ich fürchte, es ist ihm ein Unglück passirt. Aber der Weg ist so schlecht und das arme Pferd ist so mager, da wir ihm keinen Hafer geben konnten. Wenn Matti jetzt auch noch käme, so wäre doch nichts mehr zu helfen, denn unsere letzte Hülfsquelle

ist uns genommen. Wenn man von den Kühen auch keinen großen Nutzen hatte, so gaben sie doch einen Tropfen Milch für die Kinder. Jetzt wurden sie für einen Spottpreis verkauft; wer sollte auch etwas für sie zahlen, sie sind ja so mager? Sie stiegen kaum so hoch, daß die Forderung des Propstes und die Executionskosten gedeckt wurden. Wir verlieren sie jetzt zum Sommer, und gerade dann hätten wir große Hülfe von ihnen gehabt."

So sprach die bekümmerte Frau.

Ja wohl! Das Unglück war also da! Alles war seinen rechten Weg gegangen, und Niemand konnte sagen, daß ein Unrecht geschehen war, denn das Gesetz ist unbeugsam, und das Eigenthumsrecht ist heilig. Aber doch giebt es ein Gesetz, das derartige Handlungen für unrechte ansieht, und das ist das Gesetz der Liebe, Gottes Gesetz. Ich hatte genug gesehen. Ich suchte meinen Burschen unter dem Volke auf und setzte mit ihm meinen Weg fort. Wunderliche Gefühle bewegten mich während des langen Weges durch unbewohnte Waldgegenden, und auch jetzt wurde wenig gesprochen.

„Was für ein Mann ist Euer Propst? Was halten die Leute im Kirchspiel überhaupt von ihm?" fragte ich nach langem Schweigen den Wegweiser.

„Der Propst ist ein guter Redner, aber sehr

genau; um das Seinige zu erhalten, nimmt er auch die Asche vom Heerde", sagte der Knabe gleichgiltig und fing wieder an zu singen.

Noch an demselben Tage erreichte ich das Ziel meiner Reise.

Es dauerte mehrere Tage, ehe ich meine Angelegenheiten erledigt hatte. Darauf machte ich mich an einem Sonnabende mit meinem Wegweiser, der auf mich gewartet hatte, auf den Rückweg. Am Sonntag früh erreichte ich wieder das Kirchdorf. Ich ließ mein Pferd in einem Gehöft und beschloß, in die Kirche zu gehen, da sich gerade Gelegenheit dazu bot. Die Kirchenglocken läuteten so feierlich und riefen das Volk zusammen, um die Botschaft des Friedens und der Liebe zu vernehmen, welche die ewige Liebe selbst den Menschen verkündigt.

Als ich zur Kirche kam, wurde eine Leiche auf einer Bahre dahergetragen; die Träger stellten dieselbe auf die Erde, um den Propst und den Küster abzuwarten; diese kamen auch bald und waren wenigstens für mich alte Bekannte, denn ich hatte ihnen ja von Angesicht zu Angesicht im Pastorate gegenüber gestanden. Es sah auch gerade so aus, als ob der Propst eben auf den Küster gescholten hätte und gesagt: „Die Hallunken bestehlen mich beständig."

„Wer wird da begraben?“ fragte ich einen der Zunächststehenden.

„Es ist der Darbhügel-Matti,“ erhielt ich zur Antwort; „er starb auf einer Reise in die Stadt.“

Ich verstand Alles, trotz der kurzen Erklärung. Ein kalter Schauer durchrieselte meinen Körper. Mein alter Bekannter war also todt, vielleicht in Folge zu großer Anstrengung auf seiner Reise, und deshalb war er auch nicht heimgekommen, um die Execution zu verhindern.

Der Küster schlug jetzt das Lied auf:

„Sorge, Noth und Plage
Füllen uns're Tage
Hier im ird'schen Jammerthal“ u. s. w.

Vermuthlich hatte der Propst, des Darbhügel-Matti Propst, das Lied bestimmt. Seine Augen und sein Verstand hatten ihn wohl erkennen lassen, daß Matti's Leben eitel Elend, Noth und Plage gewesen. Als der Vers zu Ende war, setzte sich der Zug in Bewegung, und ich schloß mich, obzwar ungebeten, ihm an, denn ich konnte nicht anders.

Es waren viele Leichen, die beerdigt werden sollten, und der Leidtragenden waren viele. Als man zum Kirchhof gekommen war, wurden die Leichen eine nach der anderen hinabgesenkt, und der Propst segnete die letzte Ruhestätte der Dahingegangenen.

Er nahm die Schaufel in die Hand, steckte sie in die Erde und warf drei Schaufeln voll auf jeden Sarg. Mit großem Pathos rief er dabei: „Von der Erde bist Du genommen, zu Erde sollst Du wieder werden“ u. s. w. Durch die Kälte der Frühlingsnacht war die Erde zu harten Klumpen gefroren, welche dumpf schallten, wenn sie der Propst auf die Särge fallen ließ. Als die gefrorene Erde auf Matti's Sarg fiel, schien es mir, als ob aus dem hohlen Schalle eine Stimme sprach: „Er ist ein guter Redner und verrichtet sein Amt ausgezeichnet. Ich sage nichts über den Propst. . . . . Ich will nicht stehlen, aber ich konnte nicht bezahlen.“

Meine Augen suchten Matti's Frau unter den Leidtragenden. Das von vielen Sorgen heimgesuchte Weib war leichenblaß. Mit thränenlosen, rothen Augen und eingesunknen Wangen stand sie unter ihren halbnackten, vor Kälte zitternden Kindern am Rande des Grabes und blickte starr auf eine Stelle, den Sarg des Mannes. Ich ging nicht zu ihr, um mit ihr zu reden, sie hatte Alles noch so frisch im Gedächtniß, daß ich den Kummer nicht von Neuem aufrühren mochte.

Nach der Beerdigung erfuhr ich von einem der Umstehenden Näheres über Matti's Tod. Er war, bevor er die Stadt erreichte, an der Lungen-

entzündung erkrankt, offenbar in Folge seiner schlechten Leib- und Fußbekleidung. Der geschwächte Körper konnte es nicht vertragen, daß die Füße beständig kalt und naß waren; er brach zusammen, und nach dreitägigem Krankenlager hatte der Geist seine ermattete Hülle verlassen.

Jetzt läutete es, und ich ging mit den Uebrigen in die Kirche. Nach den Liedern und dem Altardienst bestieg der Propst selbst die Kanzel. „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung", war der Text der Predigt. Mit großer Kraft, mit Pathos und hoher Begabung legte der Propst seiner Heerde dieses hohe und heilige Gebot aus. Ob er mit der Kraft des Geistes seinen Zuhörern diese höchste Pflicht des Menschen einpflanzte, weiß ich nicht, aber so versicherte man mir wenigstens. Während des eindringlichsten Theiles der Predigt klang es mir wieder: „Er ist ein guter Redner." Auch schien die kraftvolle Predigt nicht ohne Wirkung zu sein, denn hier und da hörte man ein Weib weinen.

Nach Schluß der Predigt hielt der Propst Dankgebete für die Verstorbenen. „Es hat Gott in seiner Allweisheit gefallen, aus diesem Jammerthale dahinzurufen den Gesindewirth Matti Antissohn von

Darbhügel im Alter von 42 Jahren 3 Monaten und 8 Tagen."

> „Was ist Geld und Glanz der Erden!
> Alles muß zu Staube werden.
> Schnell wird auch der Reichste arm;
> Aller harret Sorg' und Harm."

So erwies der Propst Matti den letzten Dienst und that es nicht in der Weise des bezahlten Hirten, denn auch jetzt legte er alle Stärke und Pathos an den Tag. Als er den angeführten Vers sprach, schien es, als ob er nicht den geringsten Werth auf den Reichthum legte und als ob er im Leiden Matti vollkommen gleich wäre.

Aber während des ganzen mit gehobener Stimme gesprochenen Dankgebetes glaubte ich gleichzeitig eine Stimme zu hören, welche sprach:

„Ich bin so dumm, ich verstehe von diesen Dingen nichts: der Propst weiß es wohl besser."





VIII.

## Die Ansiedelung im Walde.

**Von Pietari Päivärinta.**

**Aus dem Finnischen von Anna Buch.**

Auf einer meiner Reisen führte mein Weg mich durch ausgedehnte, düstere Einöden. Auf dem halben Wege sollte ich eine Ansiedelung finden, hatte man mir gesagt. Es war Winter. Als ich das Gehöft verließ, wo ich gefüttert hatte, war es schon etwas spät am Nachmittage, und man rieth mir daher in der erwähnten Ansiedelung zu nächtigen.

Es führte kein anderer Weg dahin als vereinzelte Spuren von Heu= oder Holzfuhren, die sich in allen Richtungen kreuzten, so daß es schwer war, nicht irre zu fahren.

Ein heftiger kalter Wind sauste über die Fläche und pfiff durch die Wachholderbüsche, doch schneite es noch nicht. Die Gegend war den Winden stark aus=

gesetzt, denn der Weg führte über Moore und kleine Seen oder durch Wald, den Waldbrände meilenweit verwüstet hatten, so daß er jetzt nur von vereinzelten verkrüppelten Birken und Wachholderbüschen bewachsen war. Der Grund zu diesen beständigen Waldbränden lag darin, daß es Kronswald war, weshalb die umliegenden Bauern es für ihr Recht ansahen, ohne Weiteres große Strecken abzubrennen, um so ihre Viehweiden und die hier und da im Kronswalde belegenen Wiesenstücke zu verbessern. Kurz vorher war Thauwetter gewesen, weshalb die ganze offene Fläche ein einziges Eisfeld bildete und der Schlitten vom Winde beständig zur Seite geschleudert wurde, was die Fahrt sehr erschwerte. Die Dämmerung nahm mit jedem Augenblicke zu, und der Wind wurde stärker, wobei es zugleich zu schneien anfing. Beständig spähte ich aus, ob die Ansiedelung sich nicht endlich zeigen wollte, aber vergebens. Nichts war zu erblicken, was auf die Nähe von menschlichen Wohnungen gedeutet hätte.

Ich fürchtete schon, daß ich mich in der Richtung versehen hätte, in der entsetzlichen Einöde irre fuhr und mit meinem Pferde dem Sturme und der Kälte zum Opfer fallen würde. Ich ließ jedoch die Verzweiflung nicht Macht über mich gewinnen, sondern strebte aus allen Kräften vorwärts in der Richtung,

welche mir die rechte schien, denn vom Wege war nichts mehr zu sehen.

Endlich zeigten sich fern am Horizont die Umrisse eines Waldes. Man hatte mir diesen als Wegweiser zur Ansiedelung bezeichnet, und er übte auf mich jetzt dieselbe Wirkung aus, wie eine Oase auf den Wüstenwanderer.

Dort ist die Ansiedelung, dachte ich, dort bekomme ich ein Nachtlager und brauche mich nicht dem Tode in Kälte und Finsterniß auszusetzen.

Ich trieb das Pferd zu doppelter Eile an. Der Schnee fing jetzt an in so dichten Flocken zu fallen, daß ich auf einen Klafter Entfernung nichts vor mir unterscheiden konnte, und so entschwand auch der Wald wieder meinen Augen. Ich hatte jetzt nur den Wind, um die Richtung bestimmen zu können. Nach einiger Zeit erreichte ich einen jungen Kiefernwald, konnte aber keinen Weg durch denselben entdecken. Ich war daher genöthigt, mein Pferd an einen Baum zu binden und mich zu Fuß auf die Suche nach einem Wege zu begeben, und fand ihn dann auch schließlich. Ich leitete nun das Pferd auf den Weg, und nachdem ich eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, sah ich Licht durch die Bäume schimmern. Das ist das ersehnte Gehöft, dachte ich erfreut und hielt bald vor der Thür. Ein helles Feuer leuchtete durch das

Fenster der kleinen neugebauten Hütte auf den Hof, und mich erfaßte beinahe ein Gefühl des Neides auf die Leute, die darinnen im sicheren Schutze vor Schnee und Unwetter saßen. Nachdem ich mein Pferd ausgespannt hatte, trat ich ohne Umstände ein, wünschte einen guten Abend und bat um Stallraum für mein Pferd. Einen Stall hatten sie jedoch nicht, denn auch ihr eigenes Pferd stand in einer Ecke, die von der Scheuer abgetheilt war, und dort fand sich kein Raum für ein zweites. Eine kleine alte Hütte könnten sie anbieten, aber die Thür wäre so niedrig, daß das Pferd nicht hindurchkäme.

Da indessen der Sturm und Schneefall so heftig waren, daß es mehr als gefühllos gewesen wäre, das Pferd ohne Schutz im Freien zu lassen, so fragte ich, ob ich nicht die Thüröffnung so weit vergrößern könne, daß das Pferd hineinkäme. Dieses wurde mir zugestanden, und ich erhielt eine Axt. Damit hieb ich einige Balken über der Thür fort, so daß ich Pferd und Schlitten unter Dach bekommen konnte. Ich setzte meinem Thier Heu und Wasser vor, und nachdem ich es so für die Nacht versorgt hatte, waren für den Augenblick die Sorgen des Lebens aus dem Wege geräumt, und ich konnte in die Stube treten, um die Bekanntschaft der Familie zu machen.

Jetzt, wo meine Gedanken nicht mehr von meinen eigenen Sorgen in Anspruch genommen waren, sah ich, daß in der Hütte die größte Armuth herrschte. Die Fenster schlossen so undicht, daß der Wind weit in's Zimmer hinein blies, Schneeflocken mit sich führend, die unter dem Fenster förmliche Haufen gebildet hatten. An einem Ende der Stube stand ein kleiner Tisch und eine mit schlechten Betten versehene Bettstelle. Bei der Thür befand sich noch ein zweites derartiges Bett, in das sich ein zerlumpter, ungefähr siebenjähriger Knabe verkrochen hatte, um Schutz vor der Kälte zu suchen. Die Hausfrau schien noch jung zu sein, aber auch ein ungeübtes Auge würde sofort bemerkt haben, daß Sorgen und Kummer schon früh Furchen in ihre sonst regelmäßigen Züge gegraben hatten. In der Nähe des Heerdes lag in einer Wiege ein kleines, augenscheinlich sehr krankes Kind. Wahrscheinlich hatte die Wiege ihren Platz so nahe am Heerde erhalten, um das Kind vor der in der Stube herrschenden Kälte zu schützen. Außerdem befanden sich im Zimmer noch zwei Personen: ein alter grauhaariger Mann und ein altes Weib, offenbar die ältesten Bewohner des Hauses, Großvater und Großmutter. Sie schienen sich nicht im Geringsten um die Wechsel und Schicksale des Lebens zu be-

kümmern. Ihnen war es einerlei, ob es ihnen gut oder schlecht ging, denn sie hatten die Auffassung vom Leben, daß der Mensch auch mit dem besten Willen nichts daran ändern könnte. Diese ihre Philosophie wurde mir sofort klar, als ich ein Gespräch mit ihnen angefangen hatte. Und wer weiß, ob ihre Art, das Leben zu nehmen, nicht auch die beste ist, wenn man eine Neusiedelung anlegen will; denn bei solcher Auffassung macht man sich keine Sorgen über all' die Schwierigkeiten und Unglücksfälle, die unvermeidlich jeder Neusiedelung bevorstehen. Die Hauswirthin schien ihre Anschauungen nicht zu theilen, denn es war deutlich zu sehen, daß sie sorgen und leiden konnte.

Nachdem ich den Wirthsleuten Rede und Antwort gestanden, woher ich kam und wohin ich wollte, begann ich ein Gespräch mit ihnen.

„Giebt es keinen jüngeren Mann im Gehöfte?“ fragte ich.

„Ja, mein Mann“, antwortete die Frau.

„Wo ist er denn, da er nicht zu Hause ist?“

„Er ist zu Hause, aber er ist noch am Theermeiler und haut Holz zum Theer.“

„Herr Gott!“ rief ich, „in solchem Wetter und so spät! Fürchtet Ihr nicht, daß ihm ein Unfall zugestoßen?“

„Mein Heikki ist nicht gewöhnt, sich um das Wetter zu kümmern, noch ob es spät ist. Er arbeitet ohne Rücksicht auf Zeit und Wetter, so lange die Kräfte reichen, und wenn er müde wird, kommt er schon nach Hause“, sagte die Frau eifrig und schien dabei für den Augenblick alle Unruhe und Sorge zu vergessen.

„Aber, wenn er in dem entsetzlich kalten Wetter und dem starken Schneefall umkommen sollte“, meinte ich wieder.

„Der Meiler liegt nicht weit vom Hause, im dichten Walde, so daß er gegen den Sturm geschützt ist. Er wird schon kommen, wenn er fertig ist. Ihr werdet schon sehen!“ sagte die Frau zuversichtlich.

„Wohnt Ihr schon lange auf diesem Hofe?“ fragte ich nun, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Ich habe hier angefangen“, antwortete der Alte sorglos.

„Habt Ihr Euch in jungen Jahren hier niedergelassen?“

„Weit gefehlt. Ich war schon nahe an 50 Jahre alt, als es mir einfiel, mir ein Gehöft aufzubauen. Ich hätte nur früher auf den Gedanken kommen sollen“, meinte der Greis gleichgiltig und verließ mit seinem Weibe die Stube.

Ich setzte das Gespräch mit der Hauswirthin fort.

„Wer von Euch ist das Kind dieser beiden Alten, Ihr oder Euer Mann?“

„Ich bin es“, antwortete sie.

„Hatten Eure Eltern noch andere Kinder?

„Ja. Wir waren unser zehn, aber neun sind gestorben.“

„Seid Ihr lange mit Eurem Heikki verheirathet?“

„Sechs Jahre.“

„Habt Ihr nur diese zwei Kinder gehabt?“

„Alles in Allem waren es vier, aber zwei sind gestorben“, sagte sie kummervoll.

„Euer jüngstes Kind ist sehr krank?“ fragte ich mit einem Blick auf die Wiege.

„Ja, Klein-Heikki ist sehr krank. Ich fürchte, auch er wird sterben“, sagte sie schwer seufzend.

Ich glaubte Anfangs, daß das junge Paar nachlässig in der Pflege seiner Kinder gewesen, da sie alle so früh gestorben waren, hielt es aber nicht für passend, ihre Last noch zu erschweren und sagte so vorsichtig wie möglich:

„Könntet Ihr nicht die Fenster dichter machen?“

Sie schien verstanden zu haben, wohin die Frage zielte. Sie zuckte zusammen und richtete einen durchdringenden Blick auf mich, während sie antwortete:

„Ach, guter Fremdling, Ihr kennt unsere Ver-

hältnisse nicht. Mein Heikki ist weder träge noch nachlässig. Er arbeitet Tag und Nacht, so weit seine Kräfte reichen. Hilfe hat er hier auf dem Gehöft nicht, denn meine Eltern sind alt und schwach. Nur ich kann ihm im Sommer helfen. Als Heikki hierher kam, war fast noch gar kein bebautes Feld vorhanden, denn meine Eltern waren schon alt, als sie herzogen, um sich mitten im wüsten Walde eine Hütte zu bauen. In diesen sechs Jahren hat Heikki unter angestrengter Arbeit schon recht viel Feld urbar gemacht und im vorigen Jahre hatten wir so gute Einnahmen, daß Heikki wagen konnte, die ganze Stube umzubauen, die wir in diesem Jahre gerade so weit in Stand gesetzt haben, wie Ihr seht. Im Herbst wollten wir auch das Häuschen ausbauen und die Stuben besser gegen das Wetter schützen; aber der Mensch denkt und Gott lenkt. In diesem Jahre war Mißwachs, so daß alle unsere Hoffnungen zu Nichte wurden und wir unseres ganzen Unterhalts beraubt wurden. Um unsere Abgaben zu bezahlen, mußten wir verkaufen, was wir nur irgend entbehren konnten. Jetzt versucht Heikki, Tag und Nacht Holz zum Theermeiler zu schaffen, damit wir etwas reines Korn bekämen, um es in das Borkenbrod zu mischen. Vom Hausbauen kann schon gar keine Rede sein."

Diese gerade, ungekünstelte Rede zerstreute alle meine Zweifel.

Während des ganzes Gespräches war die Frau zärtlich um das kranke Kind beschäftigt.

Aber was wir auch sprachen, ich konnte mich nicht von meiner Unruhe über die Abwesenheit des Hauswirthes befreien. Besonders jetzt, wo das Gespräch zu stocken begann, und meine Uhr auf Neun zeigte, nahm meine Besorgniß in hohem Grade zu, es möchte dem Manne ein Unglück begegnet sein. Ich wollte jedoch die Hausfrau nicht mehr durch meine Unruhe aufregen, daher schwieg ich. Bald darauf hörte man ein Geräusch in der Vorkammer, und zugleich trat ein mit Schnee bedeckter Mann in die Stube. Er schüttelte den Schnee ab, legte seine Axt und Handschuhe fort und ging, ohne mich zu bemerken, gerade zu Weib und Kind vor dem Heerde.

„Wie steht es mit Klein-Heikki?“ fragte er.

„Der arme kleine Heikki ist sehr krank; ich fürchte, er stirbt bald“, sagte das Weib.

„Gott stehe uns bei!“ sagte der betrübte, von der Arbeit ermattete Vater. Er ging zum Kleinen, hob das Tuch, das über seinen Kopf gedeckt war, auf, beugte sich über die Wiege und küßte mit seinen kalten Lippen die von der harten Hand der Krank-

heit ausgepreßten Schweißtropfen von den todtenbleichen Wangen.

Bei diesem Anblick konnte ich nicht verhindern, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Der Mann richtete sich wieder auf, und die Frau sagte, vermuthlich um ihm bemerkbar zu machen, daß Besuch da war:

„Weshalb bliebst Du bei dem schlechten Wetter so lange aus? Auch unser Gast fing an, sich ernstlich über Dein langes Ausbleiben zu beunruhigen.“

Der Mann schien bei den letzten Worten zusammenzuzucken und fragte:

„Wer ist denn hier gewesen?“

Die Frau wies auf mich und sagte:

„Er ist noch hier.“

Jetzt bemerkte mich der Mann und begann nach Bauernsitte mich auszufragen, woher ich käme, wohin ich zu fahren gedächte und wie ich auf diesen Weg gerathen wäre. Nachdem er genügende Antwort erhalten, schien er zufrieden und sagte:

„Ja, das Wetter ist wirklich recht schlecht. Aber wir haben doch Vollmond, so daß man immerhin beim Schneegestöber so viel sehen kann, um Theerholz zu spalten. Man hat keine Zeit die Hände ruhen zu lassen, wenn man bei diesen schweren Zeiten vorwärts kommen will.“

Darauf begann er seine erstarrten Hände vor dem Feuer zu wärmen, während die Frau das Abendessen zurecht stellte. Sie nahm eine Schale aus dem Ofen, über die eine zweite als Deckel gestülpt war, und stellte sie auf den Tisch, ferner holte sie ein Stückchen schlechten Brodes hervor, einen Tropfen Milch, ein Salzfäßchen, und das Abendbrod war fertig. Ich aß von meinem Reisevorrath, während der Mann sein Abendbrod verzehrte; die Uebrigen hatten schon gegessen, bevor ich kam.

Ich warf einen Blick auf den Inhalt der Schüssel, es war Brei aus Baumrinde mit etwas Milch angerührt. Als der Mann sich zum Essen setzte, nahm er die Mütze ab, faltete die Hände und sprach ein Gebet: darauf brach er sein bitteres Brod, tauchte es in's Salz und verzehrte es mit dem Brei. Jetzt wurde der im Bette an der Thür schlafende Knabe lebendig; er sprang im bloßen Hemde aus dem Bette, lief zum Vater und bat: „Vater, Vater!“

Der Mann nahm ihn auf den Schooß, suchte einige Kleiderfetzen aus dem Bette, um das Kind hineinzuwickeln, worauf sich Beide wieder an ihr Mahl setzten.

Mir that der arme Junge leid, ich nahm aus meinem Speisesack ein halbes Weißbrödchen, strich Butter darüber, legte etwas Fleisch darauf und bot

es ihm dar; aber der Knabe wollte sich auf keine Weise dazu bewegen lassen, es anzunehmen. Als er sich endlich dazu bereden ließ, hielt er das Butterbrod wie einen großen Leckerbissen vor sich hin und wagte nur von Zeit zu Zeit ein ganz klein wenig davon zu schmecken. Dann hörte ich ihn leise zur Mutter sagen: „Heikki soll auch haben." — „Der arme Heikki kann nichts essen, er ist sehr krank. Iß Du nur selbst!" antwortete die Mutter.

Welche Liebe zeigt doch der arme Junge für den Bruder, obgleich ihn selbst der Hunger genugsam quält, dachte ich für mich. Der Knabe aber, beruhigt von der Mutter Worten, ließ sich jetzt sein Butterbrod gut schmecken.

Bis jetzt hatte das Feuer den Anwesenden einigermaßen Wärme gegeben. Jetzt aber erlosch es allmählich, und zugleich wurde es ordentlich kalt. Die Frau schlug mir vor, zur Nacht zu den Alten in die Badestube zu gehen, die am Abend geheizt war. Die Hütte sei so kalt, daß ich es nicht aushalten würde, besonders da man mir kein Bett zu geben hatte. Ihr Vorschlag kam mir sehr gelegen, denn ich muß bekennen, ich hatte mich schon recht darüber beunruhigt, wie die Nacht verlaufen würde bei der Kälte, die im Zimmer herrschte.

Der Knabe wurde wieder zu Bette gelegt, das

kleine Kind mit der Wiege näher an den Heerd gehoben, um es die letzte Wärme genießen zu lassen, und die Mutter selbst setzte sich neben die Wiege, um nach dem kranken Kinde zu sehen. Ermüdet von des Tages Mühen legte sich der Mann auf Zureden der Frau auf sein Strohlager, während ich mich zur Badestube begab, meine Ueberkleider mit mir nehmend.

Das Wetter war unverändert schlimm. Es stürmte gewaltig und der Schnee fiel so dicht, daß es unmöglich war, einen Gegenstand zu unterscheiden. Zuvor sah ich nach meinem Pferde, welches sich glücklicher Weise in so gutem Schutz befand, daß ich seinetwegen keine Sorge zu haben brauchte.

Als ich zur Badestube kam, fand ich, daß die Thür gegen die Windseite belegen war; sie war sehr undicht, und der Wind rüttelte und schüttelte sie. Ich versuchte sie zu öffnen, es ging aber nicht; ich klopfte und riß aus allen Kräften daran, aber kein Lebenszeichen war drinnen zu hören.

Mir wurde schon recht unbehaglich zu Muthe, draußen in der Finsterniß bei der scharfen Kälte, und ich versuchte daher, mit beiden Händen und all' meiner Kraft die Thür auszuheben. Sie fing schon an nachzugeben, und von innen hörte man starkes Gepolter und Brechen. Zugleich rief eine heftige Stimme: „Was ist denn los?“

„Oeffne die Thür dem Gast, man schickte mich hierher zum Schlafen“, rief ich von außen.

„Warte einen Augenblick, bis ich die Thür öffne“, antwortete wieder die Stimme des Alten von Innen.

Darauf hörte ich, wie er auf die Diele kletterte und anfing, an der Thür zu arbeiten, wobei er seufzte und pustete, aber die Thür war und blieb verschlossen.

„Ich erfriere ja hier, so öffne doch!“ rief ich in meiner Noth draußen.

„Ich kriege sie nicht auf“, antwortete der Alte und riß und zog aus allen Kräften; endlich ging sie auf.

Als ich eintrat, sah ich, weshalb ich so lange hatte warten müssen. Anfangs hatte der Alte nicht gehört, daß Jemand draußen stand und klopfte, sondern geglaubt, es sei der Wind, der an der Thür riß, wie er den ganzen Abend gethan. Da die Thür so undicht und unzuverlässig war, hatte der Alte sie mit Weiden und Schnüren an ein Paar Schlittenkufen festgebunden, die zum Biegen zwischen ein Paar Balken eingeklemmt waren, und hatte dieses so künstlich gemacht, daß er die Knoten nicht mehr lösen konnte, sondern sie abreißen mußte.

Die Badestube war sehr klein. Es war nicht daran zu denken, auf der Schwitzbank einen Platz zu

erhalten, da sie von den beiden Alten in Anspruch genommen und außerdem mit den erwähnten Schlittenkufen und anderem Holzwerk zu Gefäßen und Hausgeräthen beladen war. Als Sitzgeräth diente ein schmaler Balken, worauf von Liegen nicht die Rede sein konnte, und die Diele war zu unrein und kalt, um als Lager dienen zu können. So blieb mir nichts übrig, als die Nacht sitzend auf dem Balken zu verbringen mit der Wand als Lehne. Wie sehr ich mich auch bemühte, es wollte sich kein Schlaf einstellen. Ich begann daher ein Gespräch mit dem Alten.

„Ist es weit von hier bis zum nächsten Gehöfte?"

„Drei Meilen", war die Antwort.

„Da könntet Ihr ja bei einem plötzlichen Unglücksfalle auf gar keine Hilfe von Euren Nachbarn rechnen."

„Nein. Hier muß man mit seinen eigenen Kräften auskommen", antwortete der Alte ruhig.

„Ihr habt gewiß viele schwere Tage in Eurem Leben gesehen?" fragte ich weiter.

„Nun ja, aber es ging doch", meinte der Alte.

„Ihr habt viele Kinder verloren?"

„Neun."

„Starben sie, bevor Ihr hierher kamt?"

„Ja, zwei von ihnen. Die übrigen sieben starben hier."

„Vielleicht starben sie aus Mangel“, wagte ich hinzuwerfen.

„Unsinn!“ sagte der Alte. „Unser Nachbar hat es viel schlechter gehabt als wir, und doch leben alle seine Kinder und sind gesund und rothbackig. — Das sind nur unnütze Gedanken. Wer kann dem Tode gebieten? Der Grund von unserer Kinder Tode war ganz einfach der, daß sie nicht lebten.“

So sprach der Alte gleichgiltig und etwas verdrießlich.

Da ich merkte, daß dieses Thema dem Alten nicht behagte, ging ich auf andere Dinge über und fragte:

„Wer ist älter, Ihr oder Euer Weib?“

„Das Weib ist fast zehn Jahre jünger als ich“, antwortete der Alte.

„Ist die Hauswirthin Euer ältestes Kind?“

„Ja. Und Mühe genug hat es uns gekostet, einen Menschen aus ihr zu machen“, sagte der Greis, gleichsam fürchtend, ich würde das vorherige Gespräch wieder aufnehmen.

„Euer Schwiegersohn scheint ein tüchtiger Mann zu sein.“

„Ja, gewiß. Er ist ein ordentlicher Arbeiter“, meinte der Alte.

„Mir scheint, er ist ein außerordentlicher Arbeiter“, wandte ich ein.

„Was nicht noch! Solcher giebt es Viele“, sagte der Alte. Er schien der Ansicht, daß es auf einer Ansiedelung ganz natürlich war, daß Jeder aus allen Kräften für seinen und seiner Familie Unterhalt zu arbeiten habe.

„Ich fürchte, ihr krankes Kind wird sterben“, sprach ich weiter.

„Da ist nichts zu fürchten. Wer nicht leben kann, stirbt“, antwortete der Alte gleichgiltig und schlief dabei ein. Bald hörte man ihn ruhig und friedlich schnarchen.

Gerne hätte auch ich Schlaf gefunden; aber er wollte sich nicht einstellen. Die gleichgiltige Art des Alten, die Dinge anzusehen, drückte auf mein Gemüth. Die zärtlichen Eltern in der Hütte, ihr krankes Kind und die Schneeflocken, welche drinnen tanzten, standen beständig vor meinen Augen.

Dann dachte ich an den Hauswirth. Es war ein stark gebauter, stattlicher und schlanker Mann mit regelmäßigen Zügen. Auf seinen Wangen fanden sich noch Spuren der Jugendrosen, wenn auch deutlich zu sehen war, daß der Schweiß der Arbeit fleißig versucht, sie fortzuspülen. Zugleich sah ich, daß auch seine Brust keine leere Höhle war, sondern daß er ein tiefes und warmes Gefühl für seine Familie hatte. Da fand ich auch, daß nicht äußerer

Zwang ihn in dieses ärmliche Heim geführt hatte, um die Lasten dieses Lebens zu tragen, sondern daß sich dazu eine innere, tiefere Ursache fand, die Liebe zu seinem Weibe. Und er war dieser Mahnung gefolgt und trug ohne Klage die Last, die sie ihm auferlegt.

All' dieses wälzte sich in meinem Gehirn, und der Schlaf wollte nicht kommen. Ich entzündete ein Streichhölzchen und sah nach meiner Uhr. Es war halb zwei. Ich hätte gerne gewußt, ob in der Wohnstube noch Licht brannte, aber die Badestube hatte nach der Seite kein Fenster, und die Thür war wieder festgebunden, so daß ich sie nicht aufbekam. Ich nahm daher wieder meinen Platz auf dem Balken ein, stützte mich an die Wand, und schlief schließlich doch ein. Mir träumte, ich war in der Hütte beim Kinde und den Eltern. Der Sturm war doppelt so heftig als am Abend, und die Schneeflocken tanzten noch einmal so dicht in der Hütte. Das Kind war sehr krank und Vater und Mutter saßen betrübt neben der Wiege. Da riß ein gewaltsamer Stoß die Thür auf und ein gewaltiges Schneegeflock erfüllte die Hütte und wirbelte in wildem Jagen drinnen umher. Die Mutter faltete die Hände und betete, aber der Vater fiel neben der Wiege auf die Knie, beugte sich über sie und drückte einen Kuß auf die leichenblassen Wangen des kranken Kindes.

Jetzt trat durch die Thür eine weiße, durchsichtige Gestalt mit schönen Flügeln an den Schultern. Sie sah so ätherisch aus, daß sie den Boden kaum zu berühren schien. Die Gestalt schritt gerade auf die Wiege zu, beugte sich über dieselbe und hüllte sie vollständig ein. Als sie sich wieder aufrichtete, sah ich, daß sie das Kind vorsichtig unter ihre Flügel gelegt hatte. Auch die trauernde Mutter sah es. „Herr Gott, wohin bringst Du mein Kind?“ rief sie. „Dorthin, wo keine Schneeflocken mehr tanzen und der Vater nicht mehr den Schweiß von seiner Stirn fortzuküssen braucht.“

Da lächelte die Mutter schmerzlich.

Nun verschwand die Gestalt und die Schneeflocken so schnell durch die Thür, daß diese wieder hinter ihnen zugeschlagen wurde. Ich eilte hinaus, um zu sehen, wohin sie zogen, und sah dann, daß die Gestalt mit dem Kinde durch die Schneeflocken aufwärts schwebte, höher und höher.

Ich folgte ihnen mit den Augen, so lange ich konnte, schließlich aber verschwanden sie. Der Wind heulte in den Wipfeln der Bäume und um die Ecken der Gebäude und ich hörte in seinem Sausen den Gesang: „Preis und Ehre sei Gott dem Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Als ich erwachte, war der Alte schon auf und

schnitzte Spähne beim Scheine eines Kienspahns. Das Weib war auch schon auf und strickte an einem Strumpfe. Gern hätte ich noch meinen schönen Traum fortgeträumt, aber ich war schon ganz munter. Er stand so klar vor meinen Augen und ich ahnte, daß das Kind gestorben war.

„Seid Ihr in der Stube gewesen?“ fragte ich den Alten.

„Was nicht noch! Was habe ich dort zu thun?“ antwortete er gleichgiltig.

„Sehen, ob das Kind noch lebt.“

„Es mag leben oder todt sein, was habe ich danach zu sehen“, sagte der Alte ruhig.

Die Antwort klang herzlos und gleichgiltig. Schnell kleidete ich mich an und ging hinaus. Das Wetter war ruhiger geworden, und der Schneefall hatte aufgehört. Es begann zu tagen. Nachdem ich nach meinem Pferde gesehen, ging ich in die Hütte. Die Wiege stand auf derselben Stelle vor dem Heerde, wo sie am Abend hingestellt worden war, ein Kienspahn brannte noch in einer Spalte des Ofens und ein großer Haufen Kohlenflocken unter demselben bewies, daß er die ganze Nacht gebrannt. Vater und Mutter saßen an der Wiege und blickten starr auf sie nieder. Sie schienen gleichsam versteinert.

Man sah deutlich, daß ein reichlicher Thränenstrom ihre Wangen herabgeflossen war, aber jetzt war die Thränenquelle versiegt.

„Ist das Kind todt?“ fragte ich leise.

„Klein-Heikki weilt nicht mehr unter den Lebenden“, sagte die Mutter bekümmert.

Bei diesen Worten richtete ich zufällig meine Blicke auf das Antlitz des Vaters. Ich sah, wie sein männliches Angesicht von krampfhaftem Zucken verzogen wurde. Ein Thränenstrom drängte sich auch aus meinen Augen.

Ich spannte mein Pferd vor den Schlitten und setzte meine Reise auf den verschneiten und verwehten Wegen weiter fort. Während der ganzen langen Reise stand das traurige Bild aus der Ansiedelung lebhaft vor meinen Augen und hat mich seitdem nie verlassen.

Während der langen Fahrt bis zum nächsten Gehöft beschäftigte mich der Gedanke:

Wenn Reiche und Länder durch Krieg erobert werden, so kostet es unendlich viel Menschenblut und zahllose Menschenleben. Aber wieviel Menschenleben hat wohl Finnlands Eroberung für Cultur und Civilisation gekostet? Auf diese Frage kann uns keine statistische Tabelle Antwort geben.

---



IX.

# Ilmari Juuse.

## Von Pietari Paivärinta.*

### Aus dem Finnischen von Max Buch.

Juuse war gerade kein Gelehrter. Als Knabe erhielt er in der Schule viel Tadel und strenge Zurechtweisung, weil nichts in seinen Kopf wollte. Dann versuchte er diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen und ganz fort zu bleiben. Das hatte aber nur zur Folge, daß man ihn mit Hilfe der Polizei hinbrachte.

Als die Zeit der Confirmation heranrückte, wanderte Juuse mehrere Jahre nach einander getreulich in die Confirmationslehre, denn mit der Polizei zu thun zu haben, schien ihm sehr unangenehm.

---

* Aus des Verfassers Erlebnissen und Erinnerungen des Nothjahres 1867.

Am guten Willen lag es nicht, denn mit Augen, Mund und Daumen bemühte er sich, das Buch in seinen Kopf zu kriegen, so daß ihm der helle Schweiß von der Stirn rann. Endlich wurde er zum heiligen Abendmahle zugelassen, obgleich seine Kenntnisse nicht sehr viel größer waren als zu Beginn seiner Lehrzeit.

Indessen war Juuse zu einem starken, breitschulterigen Menschen herangewachsen.

Schon von seinem zehnten Jahre an mußte er bei fremden Leuten sein Brod verdienen. Da er fleißig und freundlich war, gab man ihm überall gern Arbeit. Er bekam guten Lohn als Knecht, hatte aber die üble Angewohnheit, wie mancher andere auch, des Sonntags auszugeben, was er in der Woche verdient hatte. Er war deshalb nie ordentlich gekleidet wie andere junge Männer.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Diese Wahrheit wurde auch Juuse allmählich klar, und als er vierundzwanzig Jahre alt geworden, erwählte er sich eine Magd, eine eltern- und freundlose Waise, zur Lebensgefährtin und knüpfte ohne Zaudern den Ehebund mit ihr.

Hatte er aber eine Lebensgefährtin, so mußte er auch einen eigenen Herd und ein eigenes Dach über'm Kopf haben; er ging daher zum Ilmarihofe und bat um die Erlaubniß, ein Stück Land

urbar machen und seine Hütte darauf bauen zu dürfen. Der Ilmaribauer hatte zwar schlechteres Land als die anderen im Dorfe, aber Juuse's Vater hatte den Hof gegründet, und wenn er auch im schweren Kampf um's Dasein untergegangen war, so zog es Juuse doch zu diesem Hof. Der Handel wurde sogleich abgeschlossen und er erhielt ein Stück ziemlich sumpfiges Land.

Hier begann er alsbald seine Hütte zu bauen, und es war noch kein Jahr verflossen, als das junge Paar in die eigene Kathe zog. Da rodeten sie ihr schlechtes Land und erzogen ihre Kinder, die bald zahlreich ankamen, eins nach dem anderen. Schließlich brachten sie es dahin, daß sie in guten Jahren ganz gut mit dem Ertrage des eigenen Ackers auskamen. Was etwa fehlte, verdiente sich Juuse mit Tagelohn im Dorfe hinzu, denn da er ein guter Arbeiter war, erhielt er immer leicht Arbeit. Wenn er auch, wie gesagt, kein Gelehrter war, so liebte er doch sein Weib und seine Kinder mit aller Liebe und Innigkeit eines ehrbaren Familienvaters und wurde auch zum Lohn für seine Güte von ihnen herzlich wieder geliebt.

Da kam das Schreckensjahr 1867. Natürlich erfror auf Juuses Acker Alles ebenso wie bei allen übrigen, und entsetzliche Noth nahm ihren Einzug in

seine Hütte. Arbeit war nirgend zu erhalten, nicht einmal für's trockene Brod; man mußte anfangen zu verkaufen, was nur irgend entbehrt werden konnte, um doch etwas Mehl zu erhalten und es unter das zerhackte Stroh und die zerstampfte Kiefernborke zu mischen.

Lange aber verschlug das auch nicht, denn zu solcher Zeit erhielt man nicht den Preis der Waare, weil niemand Geld hatte, und das Mehl fürchterlich theuer war, wenn überhaupt zu haben.

Die Armenpflege that, was möglich war, um der allgemeinen schrecklichen Noth zu steuern, aber was konnte mit leeren Händen viel geleistet werden. Ein Pfund reines Getreide erhielt auch Juuse dann und wann für seine Familie, aber was verschlug das für so viele! Weib und Kinder magerten ab und trockneten ein unter den Händen des harten Hungers, so daß nur die dünne Haut um die Knochen hing und das Leben sich gerade noch in den Gliedern hielt.

„Wenn nur erst der Sommer käme", seufzte Juuse oft, „da fände man doch Gras und Kräuter, um seinen Hunger damit zu stillen, besser als mit dem saftlosen Stroh jetzt im Winter."

So versuchte man sein Leben zu fristen in der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Einmal ging Juuse wieder in die Armenver-

waltung, um Hilfe zu suchen. Es war auf Befehl der Regierung hier wie überall ein Armenhaus eingerichtet worden.

„Nein, Bester, wir können Dir nichts geben, aber deine Kinder kannst du ins Armenhaus schicken, da kriegen sie doch jeden Tag was zu essen. Du aber mit deinem Weibe, ihr müßt schon sehen, wie ihr euch durchschlagt“, sagte der Armenvorsteher.

Hart erschien der Rath, aber einen besseren gab es nicht.

Mit Thränen im Auge brachten Vater und Mutter ihre sechs älteren Kinder ins Armenhaus; das jüngste, das noch an der Brust lag, blieb zu Hause.

Als sie ankamen, wurde gerade die Mehlsuppe vertheilt. Vor Hunger und Schwäche schwankende Gestalten drängten sich um die Küchenthür in solchem dichten Haufen, daß Niemand hineingelangte. Die Stärkeren drängten die Schwächeren, Greise und Kinder, zur Seite, und so entstand ein Geschrei und Gelärm, daß man sein eigenes Wort nicht hörte.

Auch Juuse hatte seine Holzschüssel in der Hand, und da er stärker war, als die anderen, drängte er sich vor und reichte seine Schale hin.

„Was, solch ein stämmiger Kerl will die Armenpflege in Anspruch nehmen! Hier giebt es viele wirklich Bedürftige“, sagte die Suppenvertheilerin.

„Ich will ja nichts für mich selber haben, aber ich habe sechs Kinder hier, deren Vertreter ich sein darf“, antwortete Juuse.

Das Getöse verstummte nicht, ehe der Vorsteher des Armenhauses mit einigen Männern kam und Ordnung schaffte, denn Hunger hatte ein Jeder. Er schlichtete den Streit zwischen Juuse und der Suppen-vertheilerin und hieß sie seine Schüssel füllen.

Er brachte das Gericht seinen Kindern und er-munterte sie zum Essen. Die Kinder umringten sogleich das Gefäß und begannen gierig die Suppe zu essen und Brot aus Rennthierflechte dazu zu beißen.

„Eßt Ihr doch auch, Vater und Mutter“, sagten die Kinder fast wie aus einem Munde, als sie einige Bissen in den Mund gesteckt hatten und sahen, daß die Eltern nicht mitaßen.

„Kümmert Euch nicht um uns, Kinderchen, eßt Ihr nur ruhig, Ihr armen Würmer“, sagte Juuse mit Thränen in den Augen.

Bald hatten die Kinder ihre Suppe aufgegessen, und sie erschien ihnen als wahres Festessen, denn sie war aus reinem Roggenmehl gekocht, und schmeckte sogar etwas nach Fleisch.

Der Vorsteher ließ schließlich Juuse und seinem Weibe auch noch Suppe geben und versprach ihm,

auf seine Kinder zu achten, damit sie bei dem Gedränge nicht zu Schaden kämen.

Einige Wochen gingen dahin, da kam der Hungertyphus, der gewöhnliche Begleiter der Noth und des Elends, und hielt seinen Einzug auch im Armenhause. Fast jeder Insasse desselben fiel ihm zum Raub, und der Sensenmann hielt eine reiche Ernte.

Juuse besuchte seine Kinder häufig in jenem Nest des Verderbens, und als er sah, wie die bleichen Gestalten der Insassen eine nach der andern sich hinlegten und starben, wollte er seine Kinder nach Hause nehmen. Das wurde ihm gestattet, denn das Wartepersonal hatte beim heftigen Wüthen der Krankheit und der großen Sterblichkeit ohnehin ihre liebe Noth.

Von Juuse's Kindern war noch keines erkrankt, weshalb er hoffte sie durch Fortnahme aus dem Armenhause dem augenscheinlichen Tode zu entziehen.

Die Kinder waren etwa eine Woche zu Hause gewesen, da begann das älteste über Kopf- und Nackenschmerzen zu klagen und nach einigen Tagen lag es im Bett in heftigem Fieber, beständig phantasierend. Es war offenbar im Armenhause schon angesteckt worden und trug den Keim der Krankheit in sich.

Jetzt erkrankten der Reihe nach alle Kinder und die Mutter, Juuse allein blieb verschont.

Man kann sich denken, wie schwer Juuse es hatte, acht Kranke zu pflegen Tag und Nacht. Vom Haupthofe, Ilmari, wurde ab und zu ein Tropfen Milch und Brot aus Kiefernborke gebracht, das versuchte Juuse mit Salz zu kochen und den Kranken einzuflößen, damit sie nicht verschmachteten. Er selbst tunkte sein Borkenbrot in Salz und trank Wasser dazu.

Nach zwei Wochen starb das jüngste Kind und Juuse wusch es und brachte es in die Vorrathskammer; zwei Tage später starb die Mutter.

Das beugte ihn tief. Er sann hin und her, aber nirgends ein Ausweg, nirgends eine Hilfe; er mußte seine noch lebenden Kinder pflegen, so gut es gehen wollte, den grausen Tod als einzigen Gefährten.

Als die dritte Woche um war, war Juuse allein noch am Leben, seine ganze Familie lag auf der Diele der leeren Vorrathskammer hingereiht. Juuse selber war von all dem Elend, Hunger, Kummer und Nachtwachen so schwach geworden, daß er seine Lieben nicht selber in die Erde betten konnte, das mußte die Armenpflege besorgen. So kamen denn eines Tages zwei Schlitten auf den Hof gefahren, in jedem vier Särge, die von den noch arbeitsfähigen Insassen des Armenhauses zusammengeschlagen worden waren.

Die in wenige Lumpen gehüllten Leichname wurden in die Särge gethan und fortgebracht.

Juuse war so kraftlos, daß er sich nicht einmal vom Bette erheben konnte, um seinen Lieben mit den Blicken das Geleite zu geben. Er wußte aber wohl, was vor sich ging und schluchzte leise für sich in seinem Bette.

Nun waren Juuse's Hoffnungen alle zu Grabe getragen; seine Lieben sahen nicht den Sommer, von dem sie Rettung erhofft.

Er gewann soviel Kräfte wieder, daß er seine Hütte heizen konnte, sonst aber vermochte er nicht das Geringste zu leisten, und lag meist im Bette. Niemand sorgte für ihn, denn Alle ringsumher hatten selber nichts zu essen. Nur aus dem Ilmarihofe wurde ihm gelegentlich einmal ein Tropfen Milch und ein Borkenbrod gebracht. Juuse war jetzt so kraftlos, daß er sich daraus nicht einmal mehr eine Suppe kochen konnte, er suchte sich daher so zu helfen, daß er die Milch um ein Vielfaches mit Wasser verdünnte und ordentlich Salz dazu that. Dann aß er vom Borkenbrot und schlürfte von diesem Salzwasser drauf. Wenn er auch diese Speise nur täglich gehabt hätte! Im Ilmarihofe gab es aber auch nicht viel zum Fortgeben, und so vergingen lange Tage, wo Juuse nichts zu essen bekam. Der Hunger nagte und zehrte beständig an seinen geschwächten Kräften.

Ein paar Weiber aus der Nachbarschaft kamen bisweilen und halfen ihm seine Hütte heizen — Nahrung konnten sie ihm nicht geben, sie hatten selber keine; sie waren aber wenigstens in der glücklichen Lage, sich bewegen und etwas für sich thun zu können.

„Ihr seid wohl recht hungrig?“ fragte ihn einmal die eine von ihnen.

„Ich verstände schon zu essen, wenn nur was da wäre“, sagte Juuse, „aber was hilft das Klagen.“

„Es ist wohl schrecklich, so an Hunger zu leiden“, sagte das Weib wieder.

„Ach, man fühlt ihn auch nicht so arg, wenn man sich erst daran gewöhnt hat und gelegentlich ein mal was zu kauen kriegt; — nur erscheint einem das Leben überhaupt so schwer und friedlos. Ach wenn der Sommer käme . . . aber dieser Kummer und die Kraftlosigkeit . . .“ sagte Juuse müde.

Einmal kehrten die Weiber wieder bei ihm ein und brachten ihm etwas Milch und ein Stück Borkenbrod. Juuse dankte ihnen viele Male für ihre Freundlichkeit und sagte, er würde das aufheben, bis er gar nichts mehr zu zehren hätte.

„Aber wenn du stirbst?“ fragte die eine.

„Ich fürchte den Tod nicht, er mag kommen . . .

ein gebrochener elender Mann . . ." sagte Juuse gleichgiltig.

„Aber wo meinst du nach dem Tode hinzukommen", sagte das Weib, die glaubte, für sein Seelenheil sorgen zu müssen.

„Ich bin kein Gelehrter, aber es heißt ja, daß es zweierlei Mächte giebt, die sich unserer Seelen annehmen, wenn wir sterben; wer von ihnen zuerst kommt, der mag mich haben, ich kann nichts dazu thun, und das Leben schmeckt mir nicht mehr", sagte Juuse müde.

Entsetzt gingen die Frauen fort.

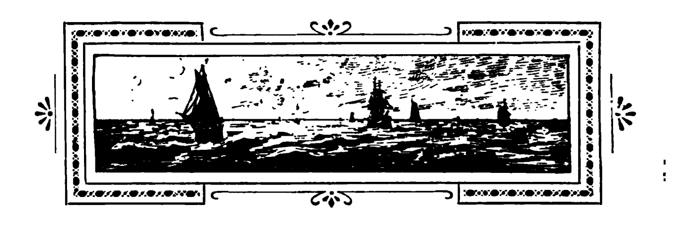
Nach drei Tagen kamen sie wieder in Juuses Hütte.

Sie wünschten ihm guten Tag, aber Juuse antwortete nicht. Sie schauten auf den Stuhl neben seinem Bett, wo sie bei ihrem letzten Besuche die Milch und das Borkenbrod gelassen. Dieses war fort, das Gefäß leer. Sie traten ans Bett heran und merkten jetzt, daß Juuse nicht mehr am Leben war. Seine Augen erschienen wie Glasknöpfe in ihren Höhlen. In seiner linken Faust hielt er etwas fest, als ob es was sehr Wichtiges und Nothwendiges wäre. Sie öffneten die Hand und fanden etwas Salz. Wahrscheinlich hatte er daran gesogen, um die Hungersqual zu lindern. Auf seiner Brust lag

das einzige Gesangbuch des Hauses aufgeschlagen; die rechte Hand lag drauf, als ob sie es festhalten wollte.

Es scheint also, daß es ihm im letzten Kampfe doch nicht so ganz gleichgiltig war, welche der beiden Mächte früher kam, um Besitz von seiner Seele zu nehmen.





## X.

# Céri.

### Von Mikael Lybeck.

### Aus dem Schwedischen (verkürzt) von Max Buch.

Ich nenne sie Céri, ein Name, den sie sich selbst gegeben.

Das letztere bestreitet sie lachend:

„Du mußt eine neue unbekannte, räthselhafte Sprache kennen, Jarl.“

Ja, wer weiß? Aber nur mit ihr.

* * *

Ich kannte sie schon früher.

Ihr Bruder war mein Freund und meist erwartete man mich bald nach Mittag; dann wählte er immer gleich den Schaukelstuhl für sich und über-

ließ mir lächelnd den Divan. Bisweilen kam dann ein kleines Mädchen hereingehuscht — die damalige Céri — stets mit irgend einer äußerst wichtigen Angelegenheit, wie etwa der Frage, wo Mama eben hingegangen; dabei blieb sie immer halb verlegen, halb neugierig in der Nähe der Thür stehen und ließ diese stets zum Rückzuge offen.

Einmal konnte sie es nicht bleiben lassen und zeigte mir entschlossen die eine Hand, ich sollte sehen, wie wunderlich zwei feine blaue Adern neben einander den Arm hinaufliefen.

„Was bedeutet das?“

Meine Antwort war ein aufmunterndes:

„Oh... einen sehr guten Freund.“

„Wie bald?“

„Nach einiger Zeit“ — ich schob den Aermel in die Höhe — „siehst Du, da vereinigen sie sich.“

Ein Paar braune glänzende Augen betrachteten mich aufmerksam.

„Und was bedeutet das?“

„Rathe!“

Sie konnte kaum stille stehen — zog lachend die Hand zurück und dachte nach.

„Ich kann nicht.“

„Versuche.“

„Nein, nein... es ist ja doch nicht wahr.“

Natürlich war sie es, die mir am nächsten Tage die Thür öffnete, als ich in der Dämmerung, später als gewöhnlich, schellte. Niemand war zu Hause, erklärte sie bedauernd, aber der große Bruder werde wohl bald kommen, glaubte sie. Ich wollte eben umkehren, als es mir unvermuthet einfiel zu bleiben. Weshalb? Céri, die damalige Céri, half mir, auf den Zehen stehend, den Ueberrock abnehmen, zitternd vor Eifer, und im Saale machte sie sich viel zu schaffen, indem sie die Lampe anzündete, die Zündhölzchen mit den Fingern verlöschte... und sich verbrannte.

Es ist schwer, die Gedanken eines solchen Mädchengehirns zu errathen, ich fragte daher höflich, was wir, ihrer Meinung nach, jetzt unternehmen müßten. Das wußte sie nicht recht, aber... wenn wir spielen wollten, ja freilich, aber was?

Jemand ging durch die Küchenthür und sofort wurde ich für eine Weile allein gelassen.

Immer lauter hörte ich flüstern: „Jeanette, liebste Jeanette, darf ich nicht etwas anbieten?" Die Debatte wurde im Zimmer nebenan fortgesetzt und schließlich hörte ich ein ungeduldiges:

„Die Mama wird ja gleich kommen... Herr Gott, so warte doch bis dahin!"

Céri sah ein wenig beleidigt und etwas un-

entschlossen aus nach ihrer verunglückten Expedition. „Aber, wir wollten ja spielen.“ Ah, jetzt wußte sie auch was. Die Lampe mußte ihren hellroten Schirm als Krone hergeben. Was das bedeute? Ja nun ist sie eine Prinzessin. Vortrefflich! Der Schaukelstuhl wurde zum Thron ausersehen, und ich mußte meine Knie beugen und einen Schemel unter ihrer Hoheit Füße schieben. Ja ich that es mit viel Vergnügen, denn es war zu lustig, wie sie da saß, mit meinem großen schottischen Shawl drapirt — eine vollendete kleine Schauspielerin in Mienen und Geberden.

„Jetzt ist die Prinzessin ganz allein in einem alten, alten Schloß“, behauptete sie. — Nun und was sollte ich vorstellen?

„Einen bösen Zauberer, der die Prinzessin rauben will.“

Als dann später die Mutter nach Hause kam, fragte mich mein kleiner Spielkamerad, ob es nicht lustig gewesen sei. Ja gewiß war's lustig.

* * *

Ihr Bruder starb und die Schwester verlor ich bald aus den Augen. Ich fand es dann recht merkwürdig, sie wieder zu treffen — in neuer Gestalt,

unter neuen Verhältnissen. Es war am Strande; ich hatte zusammen mit Freund Paerman, einem Theologen, ein Zimmer bei ihrer Mutter, Frau Lammer, gemiethet. Ich nannte die beiden sogleich im Scherz Bräutigam und Braut von Lammermoor — aus lauter Uebermuth — weil er ihr des Sonntags Stunden gab, dem hübschen Mädchen mit dem weißen Halstuch und den hellen Flechten.

* * *

Sie hatte sich in das von der Sonne verbrannte Gras oberhalb einer Sandböschung geworfen, mit dem Ausblick auf's Meer, eine tiefblaue Mütze über den Augen, den hübschen braunen Augen — die Arme unter dem Nacken. Sie lächelte beim Schalle meiner Schritte, ohne sich zu rühren, lächelte zum Willkommen, und unfreiwillig fühlte ich und mußte mir gestehen, daß dies sichere schnelle Wiedererkennen mich freute. Ich dachte, ich hätte für irgend einen Anderen genommen werden müssen. Der gewöhnliche Fußsteg zum Brunnen führte ja längs dem Strande etwas tiefer unterhalb. Aber nein, ich war erkannt.

Ich blieb also neben ihr stehen und schwieg. Sie schob verstohlen die Mütze von der Stirne. Das

Lächeln blieb in den Mundwinkeln zurück. Endlich fragte ich:

„Siesta mit Phantasien, oder wie . . . kleine Prinzessin?“

„Wie meinst Du das?“ . . . Ihr Blick nahm mich ins Verhör. „Ja ich bin gewiß recht kindisch, viel kindischer als Du . . . Herr Domine.“

Offenbar reizte sie meine angenommene ernste Miene, von der sie sofort argwöhnte, daß sie die schonungsloseste innere Belustigung verberge, denn sie erhob sich, sah mich noch einmal an und rief dann heftig:

„Jarl, Du darfst mich nicht Kind nennen.“

„Weshalb nicht?“

„Deshalb weil nur ich selbst . . . begreifst Du?“

„Natürlich!“ — Na da werde ich wohl gelacht haben.

„Au revoir.“

„Gehst Du, Céri?“

„Ja, da ich nicht in Frieden bleiben kann.“

Ich wollte antworten, als sie stehen blieb und langsam, unentschlossen auf mich zukam, mit ganz verändertem Gesichtsausdruck. Den Tonfall kann ich nicht wiedergeben:

„Jarl, ich bitte Dich, Du sollst mich nicht unnützer Weise . . . verkleinern; es ist bisweilen so

hart, einander immer so fern zu stehen, wenn man doch so nah ist. Du gewinnst ja keine größere Erfahrung dadurch, daß Du Deinen Kameraden zu einem Kinde machst — und das bin ich doch nicht in dem Grade, wie Du vielleicht glaubst. Ja, das werden wir wohl sehen . . . das gilt nicht nur dies Mal und alle Male — Du verstehst mich. Ich lag eben und dachte . . . aber glaub' nur nicht, daß ich . . . oder richtiger: Jarl, wollen wir einander weniger reizen und statt dessen mehr wirklich aufrichtig sein? Du wirst allerdings jünger dadurch, aber" . . .

Zur Hälfte fortgewandt und schon im Gehen fügte sie hinzu: „So bekannt und doch so fremd und bang vor Dir zu sein . . . Herr Domine."

Ich schaute ihr nach. Das also war die kleine Céri . . . die heutige Céri. Welcher leichte elastische Gang!

* * *

„Hallo, Jarl, komm her!"

Ich folgte dem Ruf mit beibehaltener Würde. Sie stand auf einer Klippe, die in die Brandung hinausragte. Trotz der schlüpfrigen feuchten Steine, die meinen Weg bildeten, erfreute sich mein Auge an ihrer kecken Haltung, wie sie dastand im Sturme,

nahe dem senkrechten Abschuß, von dem Wogenschwall der brausenden heulenden Brandung fast erreicht . . . die eine Seite des Körpers eine geschmeidige Contour bildend, die andere durch die flatternden Falten des Gewandes verweht.

Derselbe frische Wind trieb uns wieder zurück in's Haus. Der dauernde Widerstand, der unbändige Trotz der Klippen in der Brandung draußen hatte wohl eine Lust zum Opponiren in mir erweckt, den mein Kamerad bemerkte. Sie fragte ganz unschuldig, gleichsam beiläufig, noch ehe ich das Sprühwasser vom Rock gestäubt:

„Weißt Du vielleicht, Jarl, wer da behauptet, daß die Frauen am liebsten erobert sein wollen?“

Das wußte ich nicht, mir erschien die Frage auch etwas unmotivirt. Aber nichts desto weniger war ich sofort tief von der Wirklichkeit des Ausspruches überzeugt; ich fand, daß etwas Herabsetzendes in dieser Behauptung lag, und mit einem Eifer, sogar in meinen äußeren Geberden, der anfangs wenigstens in keinem vernünftigen Verhältniß zu meinem Interesse stand, rüstete ich mich zum Kampfe. Ich redete anfangs mit einer gewissen demonstrirenden Beredsamkeit; doch allmählich wurde ich warm und weich von meinen eigenen Worten. Ich fand, der Mann, der das gesagt, müßte bestraft werden.

Das Weib will erobert sein? Nie! ... es will sich hingeben. Im Augenblick des höchsten Triumphes will es sich hingeben ... aus eigenem Trieb ... als Belohnung ... aus Erbarmen.

Und Céri? Sie starrte die ganze Zeit unablässig hinaus durchs Fenster. Jetzt wandte sie sich um; ich schwieg und wurde aufmerksam. Ohne zu lachen, war sie keineswegs ernst.

„Und das ist Deine wirkliche Meinung, Jarl?"

„Unbedingt!"

„Und immer gewesen? Nun, es ist einerlei", unterbrach sie sich, „die Frauen sind ja so verschieden. In jedem Fall freut es mich, Dich vertheidigen zu hören, was ich selbst so gerne glaube ... ohne Vorbehalt."

„Du bist kein Kind mehr, Céri."

„Nein" — und jetzt lachte sie.

* * *

Eines Abends spät weckte ich Paerman — ein sehr großer Dampfer hatte nahe unserer Landspitze Anker geworfen, doch Paerman wollte nicht aufstehen.

„Laß mich schlafen, lieber Freund, ich schlief so schön."

„Setz dich auf, so siehst du die Leuchte."

„Laß mich schlafen.“

„Aber wenn wir das hübsche junge Mädchen mitnähmen?“

Er kehrte sich mit einem Ruck zur Wand und vergrub sein Haupt ins Kissen.

„Du solltest vorsichtig sein“, murmelte er, „das solltest Du wirklich.“

Im Vorhaus sah ich einen weißen Schimmer von der Braut von Lammermoor; ich nickte diesem weißen Schimmer zu und er antwortete mit einem Lachen. Der feuchte Fußweg führte an ihrem Fenster vorüber, es war geschlossen; aber auf meinen Ruf zog sie die Halbgardine fort und zeigte sich ganz angekleidet hinter dem Glase.

„Eil' Dich!“ Ich machte eine Theatergeberde hinaus zum Hafen — und ging dann voraus zum Strande. Bald darauf hörte ich eilige Schritte, und gerade als ich nach dem Ruder griff, legte sich eine Hand leicht auf meine Achsel und Jemand sprang in's Boot. Es war Céri. Im Scherz nahm ich sie um den Leib und forderte einen Kuß für meine Mühe. Sie wollte böse werden, das sah ich an der Veränderung ihres Gesichtsausdrucks, doch fragte sie nur, warum ich so unbändig sei.

„Weil ich rudern soll.“ — Dann entschloß ich mich ein Eingeborener der Südseeinseln zu sein, der

zu einem englischen Kriegsschiff fährt, im Kanoe. Friedlicher Tauschhandel paßte mir besser als Blutvergießen und wenn ich auch nur einen Tropfen Feuerwasser für eine so kleine Häuptlingin bekommen könnte, so wär' der Tausch gemacht.

In diesem Augenblick erklangen vom Vorderdeck des Dampfers die schrillen Töne einer Ziehharmonika, doch verstummten sie alsbald wieder und ein langsamer klagender Gesang ließ sich hören:

„Es schaut ein Schiffer ruhlos,
Er schauet aus nach Land,
Und aus der öden Ostsee
Erhebt sich endlich ein Strand.

Den Strand, jetzt erkennt er ihn wieder,
Doch der Sinn wird ihm nimmer frei.
Du mein allerliebstes Herze,
Wie hast du gebrochen die Treu.

Ja, hast die Treu du gebrochen,
Die gelobt du in meine Hand,
So hab' ich zum letzten Male
Geschaut den Heimathsstrand."

Eine schöne bekannte Melodie ... eine traurige Weise! Céri schaute schweigend hinauf zum dunklen Fahrzeug über uns.

„Woran denkst Du, Jarl?"

„Soll man nicht niedergeschlagen werden? Armer Kerl! . . . So geheimnißvoll, wie verlassen. — — Weshalb darf man nicht froh sein? Siehst Du, da steckt der Mond, der Tragiker, seinen blanken leuchtenden Scheitel durch den Wolkenvorhang. Du mein verehrter Meister der Schwermuth und Schwärmerei, weißt Du noch nicht, daß das Meer zur Nachtzeit Dunkel und Frieden liebt? Sahst Du nicht, wie es vor kurzem seine letzten schläfrigen Wogen hinauf in die Buchten schickte mit strengem Gebot? Und doch hängst Du Deine Glühlampe hinaus über die Scene, so daß die Seeschlange erwacht, dort fern im tiefen Wasser, und als Dampfungeheuer mit rothen und grünen Augen sich herringelt — und dann treibt der Meermann sein Spiel und ängstigt uns mit traurigen Weisen.“

„Laß es jetzt genug sein, ich will fröhliche Träume haben.“

„Oder keine; nein, nein, Du hast recht: fröhliche Träume.“ — —

Am nächsten Morgen war der Dampfer verschwunden.

*   *
*

Noch einen Accord aus der schönen Melodie jener Zeit, jenes Sommers möchte ich hier anschlagen.

Sie hatte eine Aeußerung gethan, die mich verstimmte. Warum mußte sie das gerade zu mir und in Paermans Gegenwart sagen. Natürlich war es mit Absicht gesagt. Ich war mir nicht bewußt, ihr zu nahe getreten zu sein, und doch hatte sie offenbar auf dergleichen Bezug genommen.

Der Nachmittag kam und damit eine Art kühler Entschuldigung von meiner Seite, eine Andeutung, daß ich verstanden. — Wie sie mich verwundert ansah! Zuerst ein rascher, forschender Blick, dann ein niedergeschlagenes Schweigen, worauf sie aufstand, ihre Arbeit nahm und die Veranda verließ. Ich vertiefte mich von Neuem in meine Zeitung mit dem starken Gefühl, ein Gentleman zu sein . . . Gentleman bis in die Fingerspitzen.

Am Abend sprach ich ziemlich ungezwungen, wie ich mir einbildete, als ich merkte, daß sie nicht auf mich hörte. Es war ein abwesender, gespannter Ausdruck in ihrem Gesicht.

„Jarl, wie konntest Du meine Worte auf die Weise nehmen!“ und sie beugte sich tiefer über ihre Näherei mit einer so einfachen, beinahe demüthigen Bewegung, daß ich sofort tiefe Reue fühlte und dem Impuls des Augenblickes folgend ihr meine Hand hinstreckte.

„Ich habe Dich gern, siehst Du, und daher bin ich mißtrauisch.“

Wie sie erröthete! Ich selbst war unerwartet nahe daran, verlegen zu werden, ganz plötzlich, ohne Veranlassung. Da machte sie eine wirklich heroische Anstrengung, um etwas zu sagen und die peinliche Verwirrung zu brechen, die sich zu verstärken drohte, und es leuchtete ein schelmischer Blitz in ihren Augen, als sie sagte:

„Das ist hübsch von Dir, daß Du Dich daran kehrst, was Dein Kamerad sagt."

Nach dem Abendbrod mußte ich ihren beiden kleinen Geschwistern zwei Borkenboote schnitzen, war aber so zerstreut, daß ich mich schnitt.

* * *

Freund Paerman hielt am Sonntag eine Predigt draußen am Strande, eine rechte Bergpredigt. Ganz unabsichtlich wandte ich mich zu Céri, an deren Seite ich auf einem begrasten Erdhügel saß:

„Ich also gehöre zu den Armen. Unser Freund gehört zu den ehrlichen Verkündern des Wortes, das darf ich von ihm glauben. Er ist der Wahrheit und des Zusammenhanges seiner Lehre so beneidenswerth sicher, und doch reicht eine lange, lange Lebenszeit nicht hin, um persönlich gewissenhaft die Urkunden zu prüfen. Wie viele haben außerdem die Möglich-

keit es zu thun, ohne zu verhungern . . . und das darf man ja auch nicht. — Der Grundgedanke ist sublim, sowohl an sich, als in einigen seiner Folgerungen, woher immer er seinen Ursprung ableiten mag, aber wie verfälscht, wie entstellt! — Nein, wir wollen nicht davon reden."

Céri sah mich an — welcher traurige, beinahe erschreckte Blick!

* * *

Wir standen im Strandhafer, der seine bläulich grünen Aehren reichlich aus den Sandwällen hervorhob. Die Sonne senkte sich gluthroth in's Meer.

„Hast Du geweint, Céri?" Ich fügte gleich hinzu: „Du möchtest vielleicht allein sein . . . oder bin ich die Ursache?"

Sie sah still und ausweichend zur Seite.

„Mit Absicht habe ich Dich nicht gekränkt."

„Das weiß ich."

„So sag' doch, was es ist."

„Welches Recht habe ich, zu urtheilen? Und außerdem siehst Du vielleicht das Ganze für nichts an."

„Ich verstehe Dich nicht, Céri."

Sie hob das Haupt, und ihre Wangen färbten sich höher.

„Erinnerst Du Dich Deiner Ae
Sonntag? Ich bin ja beinahe sicher
glaube nicht, daß Du höhnen wolltest, a
so übermüthig ... Denke nur an die
welche gerade dieses ... dieses ...
heilig ist — wie es Kraft und Ge
schwersten Prüfungen eingeben kann.“ S
bebte von zurückgehaltenen Thränen.

„Ich denke daran und achte jede n
zeugung, auch wenn ich sie nicht theilen
bist unnatürlich aufgeregt, Céri, u
ungerecht. Du nimmst meine Aeußer
streng, weil Du unbewußt, als Weib
darin findest, Dir ein Leiden, ein Märt
schaffen, das meinen traurigen Zweif
Verbrechen ... und Dich selbst besinn
fanatisch macht; doch will ich in Zukunf
vermeiden ... ja, deinetwegen. Bist d
Céri?“

„Welches Recht habe ich, zu urthei

* * *

„Du kannst ruhig in der Hänge
bleiben, Céri — ist es eine norweg
taelling“? ... Ach so, ich darf das
sehen! Herr Jarl ist heute bei äußerst

Laune ... verzeih, daß er sich neben Dir im Grase niederläßt. Es scheint wirklich, als ob unser fröhliches Beisammensein bald zu Ende ist; daß ich Dich vermissen werde ... ja, das ist leider sicher. Wir haben es beide doch recht schön zusammen gehabt — meinst Du nicht? Jetzt muß ich reisen. Willst Du wissen weshalb, so bedenke nur, daß es ein äußerst problematisches Ding giebt, die Zukunft eines jungen Mannes genannt. Diese Zukunft ist ein Tyrann. Ich gedenke Grubenarbeiter zu werden — in Archiven, siehst Du, in Stockholm und Deine freundliche Theilnahme nehme ich als Sicherheitslampe mit ... So, der Vergleich ist geschraubt? Aber bevor ich mich allzu tief in meine Arbeit vergrabe, erhälst Du Briefe. Dort werde ich Dir unter anderem auf eine höchst würde- und achtungsvolle Weise sagen, daß Du ein kluges, prächtiges, überhaupt ganz reizendes Mädchen bist ... so, ich darf nicht fortfahren. Nun, dann lasse ich es natürlich bleiben. — — Bin ich Dir unbekannt? Rede ich nie von mir selbst? Das ist sonderbar — ich thue ja nichts Anderes. Ach, weißt Du, Herr Jarl denkt selten und ungerne; statt dessen empfindet er desto häufiger Lust, eine gewisse kleine Hand zu küssen ... zwei kleine, blaue Adern, die neben einander den Arm hinauf laufen." ....

„Aber das ist nicht gestattet.“

„Nein, ich kann es mir wohl denken. Aber sollte nicht ein natürlicher Impuls der Zuneigung in einer Kameradschaft wie die unsere einige kleine Rechte besitzen? Es wäre schön, das zu erfahren .... wenn wir uns im nächsten Sommer wieder treffen.“

* * *

Wir kehrten allein heim — weshalb auf die Andern warten, wenn es schon so spät ist? Müde und zerstreut, nach einem langen Tage unter Fremden, saß ich am Steuer und lauschte dem eintönig schläfernden Gesang der Einsamkeit auf dem weiten nächtlichen Meere.

„Wie viel ist die Uhr?“

„Bald Zwölf; friert Dich, Céri?“

„Nein, nein.“

Der Nachtwind war sehr schwach, aber kühl.

Uns gerade gegenüber im Westen glühte ein fahles Wetterleuchten. Die fernen Ufer zogen eine scharfe, gezähnte Grenze zwischen Luft und Wasser, in der hellen nordischen Winternacht, beide von gleichem, blaßgelben Glanze, und für die Einbildung hob sich dagegen das dunkle Segel des sachte gleitenden Bootes wie die Fittiche eines großen Märchen-

vogels ab, der nicht die Kraft hat, sich mit seinem Raube zu erheben.

Sie rückte fort, mein Kamerad, und nahm Platz etwas entfernter von mir und niedriger. Nur undeutlich konnte ich das feine Oval des Gesichts im sie umhüllenden Schatten unterscheiden. Ich beugte mich nach vorn und legte ein Plaid um ihre Knice.

„Danke. — Glaubst du, daß es noch dunkler wird?“

„Kaum.“

„Es kommt wohl, weil die Augen dem Dunkel entwöhnt sind; ich sehe jetzt nichts . . .“ und nach einem kurzen Zaudern: „Was muß das Gesicht ersetzen, wenn man blind ist, Jarl?“

„Wache Träume zum Beispiel — aber versuch' lieber zu schlafen, wenn Du kannst.

„Nein, laß mich reden! Du brauchst ja nicht zu antworten.“

— — — — — — — — — — —

„Ich fürchte so sehr, so sehr feige zu sein, Jarl, weil ich in der Feigheit einen hinterlistigen Feind meiner Ehrlichkeit fürchte und verabscheue. Darum ist es beinahe unvermeidlich . . . ja ich verstoße ja immer häufiger gegen geltende Regeln und entfremde mir diejenigen, deren Zuneigung ich durch offenes und dankbares Vertrauen gewinnen wollte. Muß

ich mich wohl dessen schämen, eine solche Phantastin zu sein und dessen, mich dir freudig als solche zu zeigen, dir, Jarl, den ich nicht anders kann als ... Ja, Kamerad, Du siehst, wie ich mich anstrenge, muthig zu sein. Auch ich muß das Recht haben, zu wagen, ohne bereuen zu müssen, wovon Herz und Verstand mir sagen, daß es nimmer, nimmer von Natur unrecht ist. Es ist ja nicht meine Schuld ..."

„Du wolltest einmal wissen, wie einem jungen Mädchen sein mag ... wie sie eigentlich die große Veränderung fühlen mag, wenn sie eingetreten. Ich stellte mich unwissend, und das war feige — ich gestehe es jetzt ein. O, Jarl, sie erfährt eine wunderbare wilde Freude, oft unter Thränen, leidet aber gleichzeitig an einer peinlichen Empfindlichkeit gegenüber — dem anderen. Für uns junge Mädchen bildet ja der Mann noch zwei Persönlichkeiten: Die eine, die wir sehen und hören, und dann die wirkliche. Leider — ja wessen Fehler ist es? Wenn die Bücher von Eurem bunten Vorleben reden, meinen wir gleich, das gilt von den meisten, nicht von allen. Wenn er, der unseren Sinn gefangen genommen, uns oder Anderen zu nahe tritt, so suchen wir aus unserer armen Erfahrung sein Wort oder sein Thun zu vertheidigen. Aber es quält uns doch ... bisweilen lange und bitter. Bis die Phantasie mit

ihrem versöhnenden Schimmer uns die helfende Hand reicht und ihn uns wieder in das helle Licht stellt: Gut, trotz allem — schwach, nur gegen uns, im Bewußtsein seiner Stärke — thatkräftig — wahrhaft. Und die Schüchternheit, die in Dunkel und Einsamkeit erröthet, über ihre Freude und den Gedanken an das Kommende, weicht langsam, widerstrebend gerne der glücklichen Selbstaufopferung, der Hingebung — die Schüchternste wird die Offenherzigste.

Jetzt habe ich wohl genug Buße gethan für meine frühere Feigheit, Jarl, der Feigheit, die ich fürchte und verabscheue."

Ich saß unbeweglich. Der Argwohn kroch hervor aus seinem Schneckengehäuse seit lange entschwundener Hoffnungen, um mit der billigen Ironie um einen gemeinsamen Angriff zu unterhandeln, schämte sich aber und zog sich zurück. Was ich sagen gewollt unter des Augenblickes schönem Ernst, starb einen jähen, qualvollen Tod auf dem Wege vom Gedanken zum Wort.

„Céri . . . demüthig, so recht herzlich möchte ich an Dich selbst appellieren. Laß nicht Deine gefühlvolle Jugend Dir gefährlich werden. Sieh zu, daß die wache Reflexion, deren Du fähig bist, wenn du willst, auch dieses Mal nicht zum Schweigen gebracht wird. — Merkst Du selbst, welchen Ver-

trauens Du mich würdigst? Ich wenigstens fühle es tief, und so gewiß ich es bisher nicht vor anderen verdient habe, so gewiß will ich in Zukunft streben, dessen werth zu sein. Ich entkleide Deine muthigen Worte alles Persönlichen. Gerade die Gedanken der Einsamkeit, die Du eben andeutetest, haben Dich das geträumte Ideal mit demjenigen Deines Freundes verwechseln lassen, dessen Naturell Dir am nächsten ist. — Und jetzt, Céri, sollten wir zwei ehrliche Menschen einander nicht weiter freimüthig in die Augen schauen dürfen . . . Du mit einem kleinen, schelmischen Lächeln durch Thränen . . . so daß ich in aller Freundlichkeit auch mitlächeln dürfte? . . . Ja, ich bin stolz auf Dich, mein Kamerad."

* * *

Ich ließ den Anker fallen, ein schläfriger Lotsenlehrling kam und brachte uns an das Ufer.

„Vergiß nicht das Plaid!"

„Nein, nein, gute Nacht, Céri!"

„Gute Nacht. Hastig flüsterte sie: „Keine Träume . . . Deine eigenen Worte eines Abends. Ich habe sie früher nicht verstanden."

„Céri!"

„Ja — gute Nacht, Jarl."

* * *

Mein hübscher, kleiner Einmaster lag in sicherem Winterlager im neu gezimmerten Bootshaus.

Was ich Céri beim Abschied hatte sagen gewollt, es blieb ungesagt, leider. War ich unruhig? Oh, ganz ohne Grund! Sie war zwar etwas ernster und mehr in sich gekehrt als gewöhnlich; aber vielleicht irrte ich mich auch.

Sie blickte mir ruhig und freimüthig in die Augen:

„Ich bin ja nicht im Geringsten sentimental, Jarl, und gedenke auch nicht, es zu werden. Wir reisen ebenfalls die nächste Woche. Dank für alle Sommerfreundlichkeit . . . und alle Geduld.“

„Geduld? Ich danke Dir . . . Sonnenstrahl.“

Sie wandte sich plötzlich fort und ging mit raschen, elastischen Schritten über den Weg, der uns von ihrer Wohnung trennte, wandte sich aber ebenso plötzlich wieder um. „Du bist ja ein großer Junge, denke ich, den man allein fahren lassen darf — Herr Domine“ — nickte und verschwand.

* * *

Das nächste halbe Jahr fand mich in Stockholm. — Es ist wahr, die Erinnerung hat häufig Saiten, die so empfindlich sind, daß der schlummernde Ur-

sprungston des Wohllautes nicht geweckt werden kann, ohne eine Dissonanz zu werden. Er mag drum schlummern!

Dieser Winter war eine Zeit der Entscheidung für mich.

Ich fühlte eine tiefe Leere in mir und begab mich auf Entdeckungsreisen in mein eigenes Wesen. Neue Gedanken mit seltsamer Flucht, neue Gefühle von seltsamer Wärme, reiche Strömungen in einem armen Leben verkündeten bald, daß ein unentdecktes Land nahe war; und ich fand es, fand es in der begehrenden Hingebung, die den stolzen oft mißbrauchten Namen Liebe führt.

* * *

Dem kalten Winter folgte ein langer kalter Frühling. Nach zweimonatlicher Unterbrechung der Verbindung mit Schweden, fand sich endlich im April Dampfergelegenheit nach Finnland. Die Abfahrt von Stockholm war auf 9 Uhr Abends festgesetzt.

Von meinen schwedischen Freunden und Bekannten hatte ich bei einem späten Mittag Abschied genommen. Der Wein war gut und sie ließen das alte Finnland grüßen. — Dann ging es in der Abenddämmerung zum Hafen. Eine Kajüte hatte

ich vorher bestellt und brauchte sie nur in Besitz zu nehmen.

Bei inspirirter Stimmung ist es leicht zu erzählen, behauptet man. Sehr möglich. Ich fühle mich für den Augenblick im Stande die sichtbare Umgebung klar zu schildern, so undeutlich sie mir auch anfangs erschien, mit all ihren kleinen Eigenthümlichkeiten..., sie gerade so zu schildern, wie das Gefühl sie wahrnahm. Aber dieses Mal interessirt mich nur das Resultat — meine eigene Gemüthsstimmung. Alles was mein Gefühlsleben früher nicht besessen oder vielleicht verborgen hatte, verband sich unwiderstehlich mit dem Ausgange dieser lange verzögerten Reise, diesem gewagten Versuche, den Hindernissen des Winters zu trotzen. Alles erschien mir so ungewiß und dunkel beim Scheine der Laternen an Bord und längs dem Quai, wo eine große Menschenmasse dicht gedrängt in neugieriger Erwartung stand. An der Landungsbrücke wurde Abschied genommen, als gälte die Reise der Ewigkeit, und ich muß gestehen, daß der Totaleindruck sehr wenig ermunternd war. Etwas Mystisches, ich weiß nicht was, suchte sich in mein Empfinden zu drängen — außerdem quälte mich die Zudringlichkeit eines schwedischen Handlungsreisenden — und ich dachte an die Zukunft meiner neuen Hoffnungen mit der Furcht

des Abergläubischen vor jedem Omen und schlechten Anzeichen. — Ich fühlte mich sehr verlassen.

Unten im Salon waren die Thüren der Kajüten mit gemalten Guirlanden, die großen Fragezeichen glichen, verziert; vom Vorderdeck drang ein gleichmäßiges, knisterndes Geräusch herüber... alles verstimmte mich. Ich war allein, setzte mich entschlossen ans Piano und schlug einige Töne einer hübschen bekannten Melodie an... eine meiner Sommererinnerungen.

Da hörte ich eine liebe, unerwartete Stimme hinter mir äußern:

„Nein, wirklich!... ich glaube die Kobolde treiben ihr Spiel und beunruhigen uns mit traurigen Weisen?“

* * *

„Céri!“...

Sie lächelte fröhlich zu meiner Überraschung.

„In Stockholm! Wie kommst du hierher, Prinzessin?“

„Gezwungen, natürlich“ —

„Und du hast dich nicht nach mir erkundigt?“

„Nein.“

„Wie unfreundlich!“

„Kümmere dich nicht darum... siehst du, eines

der kleinen Geschwister wurde krank, und gleich nach Neujahr begleitete ich es hierher, um den Arzt zu Rathe zu ziehen... aber, sprechen wir leiser, es ist eben eingeschlafen."

„Und jetzt kehrest du mit mir heim?"

„Nun, ja — gewissermaßen."

„Komm, wir wollen nicht hier unten bleiben!"

Meine Freude war unbeschreiblich. Scherzend drängte ich sie die Treppe hinauf, den einen Arm um ihren Leib geschlungen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür zum Rauchsalon, Gläser klangen, und lautes Gelächter ließ uns stehen bleiben und zugleich hörte man eine höhnische Antwort drinnen aus einer Sophaecke:

„Ja, du hast recht... ich kann kein Weib lieb halten, wenn ich es nicht um den Leib halte."

Céri zog sich hastig in den Schatten zurück; ich sah einen empörten Blick und hörte ihren halb unterdrückten Ausruf:

„Pfui... wie niedrig!" Darauf verließ sie mich nach flüchtigem Händedruck.

Keiner der Gesellschaft hatte uns im Dunkel bemerkt. Aber wie haßte ich das böswillige Geschick, das einem Wortspiele gestattete, uns für lange Zeit hinaus zu trennen.

* * *

Das Eis spottete jeder Anstrengung; der Dampfer mußte umkehren und sich einen neuen Weg durch die Skären* suchen.

Das lockende, dunkelblaue Meer in Freiheit ganz nahe zu sehen und es nicht erreichen zu können! — Der Kapitän war rastlos in seinem Eifer; die Mannschaft arbeitete die folgende Nacht ununterbrochen. Das Sägen nahm viele Kräfte in Anspruch, und viele der heimkehrenden Emigranten liehen willig ihren Beistand. Um 8 Uhr Morgens that die Schraube den ersten Schlag nach zwölfstündiger Pause . . . wir hatten gesiegt!

Ein gutes Omen.

* * *

Der Leuchtthurm von Bogskär**, den wir um Mittag passirten, lockte Alle aus den Cajüten, auch Céri; ich fand sie auf dem Hinterdeck im Gespräch mit einem der Matrosen. Wich sie mir aus? — Ich empfand tiefen Mißmuth, als ich mich fast zögernd näherte und höflich um die Erlaubniß bat, eine Frage thun zu dürfen:

„Bist Du mir böse, Céri?“

---

* Sprich: Schären.

** Bugschär.

Sie lächelte. „Nein, durchaus nicht; weshalb sollte ich Dir böse sein?“

„Ich dachte nur . . . Du hast Dich so fern gehalten.“

Sie betrachtete mich mit dem freundlichen, ernsten Blicke, den ich allzu gut kannte.

„Zwischen uns Beiden besteht keine Uneinigkeit, Jarl.“

„Ach! . . . wäre ich nicht so feige gewesen, hätte ich geantwortet: Ja, Céri . . . wir sind einig — bis auf den Ring.“

* * *

Mitte Juni waren wir wieder am Meere versammelt — ja, dem Meere!

Céri wollte nicht im Fischerdorfe wohnen, hörte ich zufällig und erst später. Sie hatte keine Ursache angegeben — nur die Arme um der Mutter Hals geschlungen und sie geküßt.

Das gab mir viel zu denken auf. Ich glaube fast, es freute mich.

* * *

Der Weg führte uns durch Jungwald von Birken und Nadelholz. Bisweilen wurde das Gewirr der Zweige und Wurzeln so dicht, daß es unmöglich

war, neben einander zu gehen, dann blieb ich einige Schritte zurück, ungeduldig . . . o, noch war ja nichts zu spät, nur noch eine kurze Weile, ein Paar Minuten muß ich mich gedulden.

„Was haben Sie im Sinn, mein Herr“, fragte Céri scherzhaft, aber mit einem verwunderten Blick und ohne stehen zu bleiben.

„O, durchaus nichts. Nur eine Kleinigkeit.— ein sehr unbedeutender Beschluß, den ich zufällig schon lange gefaßt und der jetzt unwiderruflich geworden. Ja, ja, wir wollen noch ein Stückchen auf diese stille kameradschaftliche Weise neben einander gehen, ohne daß Du die Veränderung ahnst. Siehst Du den weißen Strand dort? . . . das Meer zwischen den Stämmen dort unten hindurchglitzernd, weit, weit hinaus, eine einzige Unendlichkeit von Licht. Siehst Du den Wall voller Feldblumen? dort . . . dort habe ich Dir etwas zu sagen.

Sie hat sich ins weiche Gras geworfen, die Mütze über den Augen, den schönen braunen Augen! — die Arme unter'm Nacken. Sie lächelt. Ich beuge mich unvermuthet näher zu ihr, flüstere ihr einige Worte in's Ohr. Da sie erschrickt, halte ich sie zurück . . . „Kind, Kind, ich fragte ja bloß, ob Du Muth und Geduld hast, mein Weib zu werden.“

„Du mußt nicht bange sein, Céri, ich rede ruhig.

Wir lassen all' die gewöhnlichen schönen Worte ausgestorben sein, statt dessen suchen wir eine sichere Gewähr für die Zukunft zu gewinnen ... ein einziger vertrauensvoller Blick giebt sie uns ... ja ... nicht wahr?"

Ich sehe, wie ihre Lippen sich lautlos bewegen; sie senkt das Haupt, und ich küsse ihre Wange. Ich merke nicht, daß sie kalt ist, nicht die geschlossenen Augen, nicht, daß sie bebt. Es erwacht ein wahnwitziger Jubel in mir, eine kindische Freude ergreift mich ... Ein Lachen ... ein Flüstern ... das All und Nichts der Entzückung.

„Jarl, Du hältst mich gewiß für viel besser, als die Wirklichkeit mich Dir zeigen wird, ich bin launenhaft und ..."

„— und reizend, ja, und ganz verwirrt und irre. Ich sage Dir, das ist eine höchst verwickelte und ungewöhnliche Lage."

„Scherze nicht — ich wäre im Stande zu weinen, ich — verstehe mich selbst nicht, ich fühle eine Halbheit in meinem ganzen Wesen."

„Vortrefflich! ... dann bin ich die andere Hälfte", rief ich übermüthig.

Auch jetzt sehe ich nur, wie liebreizend sie ist, nicht die geschlossenen Augen, nicht, wie sie bebt.

* * *

Eine ahnungsvolle Wehmuth bemächtigte sich meiner. — Es ist eine Eigenthümlichkeit der Freude — oder nur meiner Freude? — daß sie in ihrem Uebermaß ohne Zeugen sein will; und doch mißtraue ich der Einsamkeit gerade dieser Wehmuth wegen.

Noch am selben Abend schrieb ich Céri einige Zeilen. Als ich hörte, daß sie vor einer Weile zu den Sandwällen hin fortgegangen war, legte ich unbemerkt meinen Gutenacht-Gruß auf ihren Tisch und kehrte langsam heim, ohne sie stören zu wollen.

„Mein liebes Weib . . . ich habe keinen Namen für Dich, keinen, der nicht von Anderen schon genannt worden wäre, tausendmal, und einen möchte ich Dir geben, neu, unbekannt und räthselhaft — der Dankbarkeit großes Geheimniß. Laß all' mein Thun, das Dein Rechtsgefühl erfreut, Vorsprecher dieser Dankbarkeit sein. — Ist es nicht so: mit schonendem, verstehendem Lächeln wollen wir Nachsicht mit einander haben, wann es nöthig ist, bisweilen, oft? . . . wir zwei Menschen; und wir müssen es. Hat nicht das Wort Mensch einen schönen Sinn?

Traumwache Vorstellungen vom künftigen Feste des Daseins spielen mir im Sinn wie Amorinen — des Sieges Lustfeuer entzünden sich . . .

Céri, ich sehne mich nach Dir, ich verlange nach Dir, denn von heut' und in Ewigkeit bist Du mein Weib."

*   *
*

Am nächsten Tage sah ich sie nicht, sie hatte Fieber und war müde nach einer schlaflosen Nacht; ebenso den folgenden. Am Morgen darauf kam sie schon zeitig und suchte mich. Ich Egoist, der in meiner Freude nicht verstanden, eine besondere Unruhe zu hegen, höchstens Verwunderung, wurde erschreckt von ihrer Blässe, erschreckt von ihrem stillen ergebenen und doch zugleich nervös erregtem Wesen.

„Komm ein Stückchen mit mir, dann sind wir allein — ich hab' Dir etwas" . . . und sie verstummte.

„Jarl, Jarl, eine tödtliche Angst quält mich, stärker als mein Wille. Wie kann ich Dir alles sagen, und wie kannst Du mir je verzeihen? Ach, ich finde, daß ich mich selbst weder gekannt habe, noch vielleicht jetzt kenne; ich bin ja kaum meiner mächtig und kann doch nicht anders handeln als ich thue. Du darfst mich nicht als Dein betrachten, Jarl . . . nein, nein, nein, hörst Du! . . . Ich bin blos ein Kind, ein feiges, strafwürdiges Kind,

das sich selbst bestraft . . . du weißt nicht, weißt nicht, wie hart. Ich habe meinen Stolz betäubt, mein Pflichtgefühl . . . lange, allzu lange.“

„Ich sehnte mich ja so unsäglich nach dem geträumten Glück, und jetzt . . . jetzt habe ich nicht den Muth, es zu halten, Jarl, darf es nicht halten — wir müssen getrennte Wege gehen. Erst nach Deinem letzten Gruße wurde es mir klar. Hast Du wohl das Recht mir so zu schreiben . . . weil Du mich zum Weibe begehrst? Ich weiß es nicht; mein Kopf schwindelt mir, ich bin bang vor Dir, und doch bist du mir so lieb, so lieb! Ich werde immer schwanken, zwischen meiner Pflicht und meiner . . . ach, Jarl, wie kann ich es wagen, die Wehr zu verwerfen, die bisher dem Charakter Stärke, dem Leben einen Zweck verliehen? Dies Opfer kannst Du nicht ersetzen. Nimmer könnte ich mich glücklich fühlen mit dem Gedanken, daß wir nur eine Zeit, eine kurze Zeit, zusammen leben dürfen . . . in diesem Leben . . . ich möchte ja bei Dir sein in aller Ewigkeit. Vor den Menschen wär ich deine Frau, ich selbst müßte mich betrachten als — — ach Jarl, Jarl! Und doch hab' ich Dich nicht betrogen. Du vermagst zu arbeiten, Deinen Tag, wenn auch mit Bitterkeit im Herzen, zu füllen, bis des Augenblickes Leere verschwunden; ich bin

allzeit so einsam gewesen.. . . früher . . . und in Zukunft; verzeih mir, Jarl, und gieb mich frei!“

* * *

Der Kummer ist brutal wie der Tod — nein, ich will nicht undankbar sein; bisweilen kann er auch ein grausamer Wohlthäter sein. Einen Augenblick, einen einzigen, habe ich verzweifelnd vor ihm gestanden, nach Waffen mich umsehend zu meiner Vertheidigung. Es war als habe die Nacht, eine finstere, undurchdringliche Nacht, bei Tagesanbruch mich überrascht. Da ich der Gefahr gewahr wurde, wehrte ich mich. Wir Menschen müssen muthig sein, denn das Glück ist feige. Tief, tief in die Schatzkammer der Vergessenheit laß mich diesen schwarzen Diamanten der Erinnerung verbergen.

* * *

Die Reaction ihrer empfindsamen Jugend, die gewagt sie selbst zu sein, war ja nur die Rache des Conventionellen, und diese fürchtete ich nicht. Andere Feinde hatte ich zu bekämpfen, quälend wie meine eigenen unruhigen Gedanken. Hatte ich etwa einen Ausbruch von Heftigkeit zu bereuen? War nicht alles nur ein Mißverständniß?

Seltsam, wieder gewann eine ahnungsvolle Wehmuth Gewalt über mich ... der Frühlingsnacht Purpurnebel über dem glitzernden Thau von Thränen. Waren wir nicht zwei große Kinder, die sich vor einander verbargen?

Sie muß mich verstehen. Das Opfer, von dem sie redet, habe ich nie begehrt und nie gewollt. Uebrigens — was wußte sie denn von meinem Glauben und von meiner Ueberzeugung?

* * *

„Die neue Religion? — Céri, ich möchte, daß Du dieses Mal meine Gedanken ohne Worte lesen könntest, denn fast begehe ich eine Sünde gegen mich selbst, wenn ich mein Schweigen breche.

O, Du menschliche Gesellschaft, die ohne Rücksicht den Frieden und die stolze Verantwortung des einsamen Wanderers brandmarkt — wie müßte ich Dich hassen! Als ich den Urgrund der Wahrheit suchte, mit vollem Bewußtsein dessen, was Recht und was Unrecht, kreuzten meine Wege die der Anderen, und ich sah die entweihenden Schranken, die Eure Eigenmacht im Lauf der Zeiten aufzurichten sich erkühnt. Oft stehen bleibend, um nicht mit der Heuchelei der Menge auch den aufrichtigen Glauben niederzutreten, wollte ich hinaus in die Natur, die

gesund ist, auch wenn sie ihr Recht begehrt. Viel bin ich irre gegangen. Ich will nicht fremden Gedankengang gehen, denn ich fühle die Kraft zu eigener schöpferischer Arbeit und liebe die Selbstständigkeit, Céri, wie ich Dich liebe!"

„Jede sternklare Nacht im Freien erinnert mich an das große Gesetz der Unendlichkeit. Sie ist keine Schrift von todten Buchstaben — nein, ein lebender Weltgedanke ... allzeit und überall; und doch brauche ich mich nicht zu beugen; ich gehorche mit Stolz, denn mein verschwindendes Wesen ist ein Theil des Ganzen.

Der Tod ist brutal wie die rohe Stärke. Aber trotz des Gedankens an dieses Unvermeidliche, das über dem Geheimniß des Daseins brütet, habe ich den Muth, aufrecht zu stehen. Die Einheit der Urkräfte, das Leben, ist der Urgrund der Wahrheit und mein Gott. Ist es nicht auch der Deinige, Céri? . . . Namen sind nur Namen. Weil ich Mensch bin, gebe ich ihm die Form der Persönlichkeit, und wenn ich heute an sein Urtheil appellire, so geschieht es ohne Furcht, denn mein innerster Wille hat die Wahrheit zum Ziel, wenn auch das Werk ein Krüppel ist.

„Céri, wärst Du mir nicht eine Lebensbedingung geworden, so wären mir Tod und Vernichtung ein

Begriff, und ich hätte ohne Bedauern mich darein gefügt. Jetzt läßt die Schönheit der Stunde mich eine Ewigkeit erhoffen, wo ich mit dem Recht der unsterblichen Zuneigung bei Dir sein werde. Es giebt in der Welt nur eine Urreligion, die der Liebe. Dies ist meine Religion."

* * *

„Wenn der Tod mich nicht meuchlings mordet und die Qualen auf dem Sterbelager mir ruhige Minuten gönnen, so wird wohl der gehorsame Glaube der Kindheit sich betend an die Ueberzeugungen und Hoffnungen meines frischen Mannesalters schließen wollen. Dieser Reflex von der Zeit der Unverantwortlichkeit ist wie der unsichere Schein des Nordlichtes — bevor das Dunkel der Bewußtlosigkeit vollständig eingetreten. Mein fliehender Gedanke wird diesen Schimmer mit derselben Ehrfurcht wiedererkennen, wie ich das Andenken meiner Mutter hochhalte und dankbar das treuherzig Rührende darin erkennen... rührend wie der Klang der Kirchenglocken auf dem Lande, die den Eintritt des Feiertags einläuten am Samstag Abend."

„So wage ich dem zu begegnen, was kommen mag, Céri . . . wagst auch Du?"

* * *

Als ich Céri das nächste Mal wiedersah, sagte ich demüthig und in bittendem Tone:

„Glaube nicht, daß ich jetzt gleich Antwort erwarte, nicht einmal in der nächsten Zukunft. Bedenke reiflich Deinen Beschluß, so daß Du Dich nicht nochmals übereilst. Gieb Acht auf mich und urtheile streng, wenn Du willst, aber vergiß nicht die Gerechtigkeit . . . und sei nicht unnatürlich. Wenn Du endlich glaubst, den Schritt wagen zu können, so laß mich's wissen mit dem alten guten Vertrauen zwischen uns beiden; ich will versuchen nicht aufzubrausen vor wilder Freude und werde nur die feinen blauen Adern küssen auf Deiner Hand und flüstern, das war . . . muthig von Dir."

„Jarl — ich habe Dir viel, viel zu Leide gethan, gegen meinen Willen."

„Nein, nein, rede nicht so unvernünftig. Du bist mir eine helle Sommerwolke gewesen, ohne die mein Himmel leer wäre."

* * *

Wieder ging ein Jahr zu Ende, der Winter ging, der Frühling kam — und wieder ein neuer Sommer.

Ein Fischerdorf am Meere — große und kleine Häuschen an der See — ein Strand von röthlich

grauen Klippen mit Kiefern, Wachholder und Meerdorn — und das Meer!

Die Dämmerung ist früh eingetreten, nur dort im Westen ist es ungewöhnlich klar ... eine wunderbare strahlende Klarheit, die ich nie vergesse.

Lautlos höre ich auf zu rudern, springe an's Land und ziehe das leichte, kleine Boot hinauf zwischen die Steine des Strandes.

„Komm, Céri!" ... und ich strecke meine Arme nach ihr aus. Sie steht schon vorn im Boote. Die geschmeidigen Linien ihrer biegsamen Gestalt heben sich reizvoll gegen das blaß-blaue Meer ab — sie beugt sich mir entgegen und sagt ernst und bedeutungsvoll:

„Ja, ja — ich komme, Jarl!"

Sie küßt mich leise auf die Stirn, dann gehen wir beide neben einander die Anhöhe hinauf, den großen und kleinen Häuschen zu.





## XI.

# Der Impressionist.

### Von K. A. Tavaststjerna.

### Uebersetzt von A. Buch.

I.

Wenn man heutzutage von Impressionisten redet, so denkt man an gewisse französische Maler, die danach streben, in ihrer Kunst möglichst genau die beim Anblick einer Landschaft oder Person u. s. w. erfahrenen Eindrücke wiederzugeben, mehr als die Landschaft oder die Person selbst. Lange bevor der Impressionismus als Schule bestand, hatten empfindliche Nervensysteme ihre Empfindungen und haben sie noch, ohne es zu versuchen, Regeln aufzustellen, nach denen andere, weniger subtile Nervenfasern lernen sollen, gleich ihnen zu empfinden.

Bevor noch der Impressionismus als Kunstart in Mode gekommen, wohnten wir, drei junge Leute,

eines Sommers an einem Badeorte und gaben uns den Anschein, unsere Gesundheit zu pflegen. Die Seele unseres Kreises war Sölfvermarck, bei allen seinen Freunden unter dem verkürzten Namen Marck bekannt; diese waren seine eigentliche Welt, die ganze übrige Schöpfung lag ihm sehr wenig am Herzen. Er war der munterste von allen munteren Studenten seiner Zeit, ein wahres Wunder von Sorglosigkeit, heiterer Laune und Kränklichkeit, ein Galgenhumorist ex professo, beschäftigt mit Humaniora und seinem schweren Herzleiden, das oft plötzlich seine frisch pulsierende Witzader unterbrach, gerade wenn sie am reichlichsten sprudelte. Der zweite Kumpan war das „Roß“, zuerst von Marck und dann von allen Kameraden so genannt, weil er im Aussehen und Charakter einem Pferde ähnelte, der dritte war ich selbst.

Auch ein ganz phantasieloser Mensch wäre in Marck's Gesellschaft allmählich auf den Gedanken gekommen, daß es mehr zwischen Himmel und Erde gäbe als Frühstück, Mittag und Abendbrod plus guten Schlaf in der Nacht. Er besaß in hohem Grade jene Empfindlichkeit der Nerven und des Verstandes, welche später gleich einer Epidemie in weiten Kreisen um sich griff, den Impressionismus als Kunst erzeugte, den Spiritismus als Religion, die Mystik und den Symbolismus als Litteratur.

Marck hatte durch Anlage und Uebung eine förmliche Virtuosität darin erlangt, einen Eindruck im Fluge aufzufangen, er grübelte allein über seine Beobachtung nach und theilte uns Uebrigen am liebsten nur das Endresultat derselben mit. Nachdem er einige Male festgestellt hatte, daß sein Instinct ihn nicht betrogen, verließ er sich bald blind auf seinen ersten scharfen Eindruck von Menschen, auch von solchen, mit denen er nie ein Wort gewechselt hatte.

Seine specielle Kunst war es, aus den äußeren thierischen Eigenheiten eines Menschen auf seine inneren Eigenschaften zu schließen, und er reducirte Alle, die in seinen Gesichtskreis kamen, schnell und sicher auf irgend ein Thier. Seine Charakteristik war immer treffend, und wenn er sie auch in der verrücktesten und übertriebensten Form abgab, lag doch in seinem Auge und auf dem Grunde des Scherzes der Ernst. Er hatte das größte Interesse daran, mit der Menschheit „Menagerie zu spielen", und sein Widerwille gegen gewisse unsympathische Species in der Zoologie war so groß, daß er sich nie gegen einen Schweinetypus oder gegen Jemanden, der die boshaften, hinterlistigen und grausamen Linien des Wolfes oder Schakales in seinem Gesichte trug, freundlich zeigen konnte.

Wir disputirten mitunter scharf über seine

Methode, ich widersprach ihm aus Princip und nannte es närrisch, sein gesundes Urtheil von einem dunklen Gefühl, über das man sich keine Rechenschaft ablegen und das unmöglich untrüglich sein könnte, verblenden zu lassen. Er sah dann mit einem seltsamen gedankenvollen Blick auf mich, ohne Spur von Scherz und sagte: „Dummes Thier, das seinen Instinct verloren hat!“

Ich nahm den Handschuh auf und erwiderte, daß mein Nachdenken den Instinct hundertfältig ersetze.

„Nachdenken!“ sagte er. „Das kommt erst nachher, wie ja das Wort schon sagt. Natürlich ist man ein dummes Thier, wenn man sich seiner natürlichen, angeborenen Eigenschaft entäußert, sofort zwischen Freund und Feind, zwischen niedrigen und guten Charakteren, zwischen starken und schwachen unterscheiden zu können. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, die Summe der Entwickelung, sollte er da nicht Fragmente alles Bösen und Guten, das er von seinen vorhistorischen Vätern in der Thierwelt geerbt hat, bewahrt haben, und sollte er da nicht auch gleich den niederen Thieren einen Bruchtheil jener Gabe besitzen, die ihm sofort sagt, er habe sich vor einem Feinde zu schützen? Dummes Thier, sage ich. Das Leben ist kein flacher Vernunftsproceß, wie Du glaubst, — wenigstens noch nicht! „Sieh nur das Roß an!“

fuhr Marck fort. „Mit vorgewölbter Brust und aufgeworfenem Kopfe geht er umher und sieht prächtig aus auf seiner Sommerweide. Hast Du je ein unbestreitbareres Pferd in Menschengestalt gesehen? Er ist im Begriff sich zu verlieben. Du sollst sehen, er wird der ritterlichste Mann seiner Frau. Er wird sie durch das Leben tragen, ergeben und edel und stark zugleich. Kannst Du nicht sehen, wie er vor Lebenslust prustet und daß es in ihm wiehert, wenn er seine Geliebte in der Ferne wittert. Wäre ich ein Weib, so würde ich ihn aus reinem Instinct nehmen, denn einen tüchtigeren und leichter zu lenkenden Mann könnte ich nie bekommen. Ich kenne ihn ja als Freund und kenne auch mehr als ein wirkliches Pferd und kann die beiden vergleichen. Aber ich kann nicht begreifen, wo die Menschen ihre Augen haben, daß sie nicht schon lange ein Lehrbuch der angewandten Zoologie herausgegeben haben.“

„Du bist verrückt“, sagte ich. Marck antwortete mit einem vieldeutigen Lächeln und Augen, die von scherzhafter Bitterkeit sprühten. „Ja, gewiß! Wer ist es nicht? Besonders wenn man sogenannte Ideen hat. Für die Mittelmäßigkeit und den lieben „gesunden Menschenverstand“ hat ja schon das Wort Idee einen Beigeschmack von Verrücktheit. Ideen haben, bedeutet für die prächtige Spießbürgerschaft,

verrückt sein. Ich für meinen Theil will lieber verrückt sein und mit der ganzen Bande Menagerie spielen, als zu ihr gehören. Denn sie sind Alle zusammen eine Heerde, zahme ungefährliche Hausthiere, die von den Handlangern des Besitzers zum Melken in die Hürde getrieben werden und wieder hinaus auf die Weide, um ihre Euter zu füllen und wieder gemolken zu werden. — Das ist die ganze sogenannte Staatswirthschaft — und zwar zu ihrem eigenen Besten!“

Er war erregt und kniff seine schmalen Lippen so energisch zusammen, daß sich Gruben in den Wangen bildeten und der Mund nur wie ein schmaler Strich erschien mit einer spöttischen Biegung nach unten in den Mundwinkeln. Der Galgenhumorist war total verschwunden, und seine scharfen grauen Augen zeigten Pupillen, die an Pfefferkörner erinnerten.

Ich wollte etwas Milderndes hinzufügen, es sei gerade nicht so gemeint gewesen, wie meine Worte ausgedrückt, als er meine Absicht merkte und sein spöttisches Lächeln zurückkehrte:

„Versuche nur nicht ein artiges Schooßhündchen zu werden, das die eben gebissene Wunde leckt. Du hast übrigens keine Schooßhundnatur, sondern die einer Dogge. Und wenn die Dogge beißt, ist es im Ernst. Sie bekommt einen Krampf in den Kiefern, siehst Du, und Du bekommst auch einen Krampf in Deinem ganzen

Wesen, wenn Du böse wirst, das weiß ich. Du bist furchtlos wie eine Dogge und scheust Dich nicht, einen dreimal stärkeren Feind anzugreifen. Bist du jetzt zufrieden."

„Danke!" sagte ich. Dann gingen wir hinaus und vergaßen den Streit.

---

## II.

Einige Tage später standen wir auf der Dampfschiffbrücke und empfingen neue Badegäste. Das Roß warf ungeduldig und prustend suchende Blicke nach seiner Auserwählten umher, ohne sie zu finden, während Marck und ich die Ankommenden musterten. Der Dampfer legte eben an, die Passagiere standen auf dem Verdeck und schauten recht unintelligent über den Badeort hin, denn entweder waren es Touristen, denen der Ort ganz gleichgültig war, oder sie sollten hier aussteigen, und tausend kleine Sorgen nahmen ihre Gedanken und ihr Aussehen in Anspruch.

„Alles dumme Thiere", war Marck's summarisches Urtheil, nachdem sein Blick einige Male prüfend über das Verdeck gefahren war.

In demselben Augenblick beugte sich ein kräftiger, breitschultriger Mann in mittleren Jahren über Bord, um zu sehen, ob die Landungsbrücke nicht schon aus-

gesetzt würde. Er wäre mir nicht weiter aufgefallen, hätte ich nicht den starken Eindruck bemerkt, den er auf Marck machte. Sobald dieser die kräftige Gestalt mit dem Raubthierkopfe bemerkte, heftete sich sein Blick so energisch an ihn, daß auch ich begann, mich für den Reisenden zu interessiren.

Er wandte sich bald darauf um und zeigte uns voll sein brutales Antlitz mit den gewaltigen Kiefern, der untere stark hervorragend, dicht geschlossen wie über einem Geheimnisse. In demselben Augenblicke fühlte er sich beobachtet, und sein Blick traf uns magnetisch, sicher, daß wir es waren, die ihn fixirten. Anfangs war er stechend, von einer Art unklarem Mißtrauen, das er jedoch gleich überwand, dann wandte er die Augen fort, um uns gleich darauf einen neuen Blick, jetzt von einem so sprechenden Hohn, zuzuwerfen, daß ich Marck fragen mußte, ob er ihn bemerkt hatte.

„Glaubst Du, daß ich blind bin? Sollte ich ein solches Monstrum nicht bemerken! Ein Mensch, halb Hecht und halb Hyäne! All das Brutalste und Tückischste im ganzen Thierreiche. Oder hast Du an anderen Thieren als dem Hechte solche Kiefer gesehen? Und die Augen erst! Das ist der Blick des Diebes, des feigen Diebes und Leichenräubers! Wäre ich Fiscal hier, so ließe ich ihn gleich in's Gefängniß werfen. Er kann unmöglich unschuldig sein.“

„Nun, nun“, wandte ich scherzend ein, „das heißt ja einen Menschen seiner Ehre berauben.“

„Er hat keine Ehre zu verlieren“, behauptete Marck sehr bestimmt.

„Das sollte Jemand hören, Du würdest ja sofort wegen Ehrenkränkung verklagt werden.“

„Ich würde freigesprochen werden“, antwortete Marck kurz und näherte sich der Landungsbrücke, wo der Fremde sich eben bereit machte, an's Land zu gehn. Das Roß gesellte sich zu uns, und es machte auf uns alle drei einen sehr unbehaglichen Eindruck, als der Reisende mit herausfordernd zurückgeworfenem Kopfe und einem spöttischen Zuge über den Lippen an uns vorüberging. Er würdigte uns keines Blickes, aber ich konnte sehen, wie es in seinen Augenwinkeln zuckte und irrte, als hätte er sich beherrschen müssen, um die erdolchende Feindschaft in seinem unbehaglichen Blicke nicht zu zeigen.

Als er der Stadt zugegangen, sah ihm Marck in Gedanken nach und sagte so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten:

Was gilt die Wette? Innerhalb eines Jahres sitzt er im Zuchthause.“

„Wer?“ fragte das Roß neugierig.

„Er, der Leichenplünderer natürlich, der eben der Stadt zuging!“

„Still, um Gottes willen! Das ist ja der Disponent auf Kumlinge, eine allgemein geachtete Persönlichkeit“, fiel das Roß ein.

Diese Aufklärung beirrte Marck nicht im Geringsten.

„Ihr könnt ihn meinetwegen bis auf Weiteres achten“, sagte er ruhig, „ich meinerseits achte mich vor ihm. Und so viel ist sicher, daß er nie über einen Pfennig, den ich mein nenne, disponieren soll.“

„Hör' einmal auf, das Orakel zu spielen“, sagte das Roß, nicht wenig geärgert durch seinen sicheren und überlegenen Ton. „Du bist mit Deinem fertigen Urtheile ganz auf falscher Fährte.“

„Das werden wir später sehen“, meinte Marck und blies unbekümmert und gleichmüthig dem Roß den Rauch seiner Cigarre gerade in's Gesicht.

„Du solltest Detective werden“, schlug ich vor.

„Es giebt deren schlechtere, als ich einer wäre, und denke daran, was ich über ihn gesagt habe.“

Marck hüllte sich in seine Orakelwürde und imponirte uns beinahe durch seine unerschütterliche Sicherheit. Er begegnete unserem Zweifel und unserem Spotte mit dem ihm eigentümlichen, scharfen, spöttischen Blicke und schloß zuletzt mit einem ironischen: „Ja, zum Kukuk, was geht es eigentlich uns an, wir haben ja kein Geld, weder in der Fabrik Kumlinge noch sonst wo!“

Den ganzen Tag war er eigenthümlich schweigsam und ernst, und sein Blick wie der eines Visionärs mit einem seltsamen, fernschauenden Ausdruck nach Innen gewandt. Am Abend wollten wir im Kursalon soupiren, aber Marck verstummte in seinem Scherz und blieb plötzlich stehen, als er auf der Veranda vor dem Kurhause den Disponenten von Kumlinge erblickte, der in einer Gesellschaft von Herren mit breiten, überzeugenden Geberden eine Auseinandersetzung hielt. Wir versuchten vergebens, Marck an unseren gewöhnlichen Tisch zu ziehen. Er kehrte mit der Bemerkuug um, er speise lieber allein, als in solcher Nachbarschaft wie die auf der Veranda. Schließlich ließen wir ihn lächelnd gehen; wir kannten seine Eigenthümlichkeiten und hatten einen gewissen Respect davor.

Am Abendtische besprachen wir eifrig diese Absonderlichkeit und betrachteten den breitschulterigen Disponenten so nachhaltig, daß er sich schließlich, von unserer Aufmerksamkeit geniert, mit seiner Gesellschaft in's Haus zurückzog. Da gingen die Bemerkungen hinter seinem Rücken los und das einstimmige Urtheil der Badegesellschaft war, daß sein Aeußeres sehr unbehaglich sei, doch schloß sich Keiner der Ansicht Marck's an. Im Gegentheil erklärte ein Arzt sehr nachdrücklich, Marck leide an Idiosynkrasien und Hallucinationen

und sollte sich lieber an einem ruhigen Kurorte für Nervenkranke aufhalten als in einem stark besuchten Seebade mit seinen vielen Eindrücken und den für ihn gefährlichen Typen.

---

### III.

Marck machte seine Badekur gleichmüthig durch, ohne daß seine Gesundheit sich gerade besserte. Seine Laune bedurfte keiner Besserung — schien es — eher das Gegentheil, denn seine fröhliche Kameradenlaune lockte seine Freunde, ihn zu Extravaganzen zu verleiten. Sogenannte Dummheiten zu begehen, war Marck's größte Freude, hier im Bade und später in Helsingfors, wo er seine Studien betreiben sollte. Es wurde aber nichts Ernstliches daraus. Die Badekur und das gesunde Leben im Freien ließen ihn sein Herzleiden vergessen, er stürzte sich bei Beginn des Semesters etwas zu heftig in den Strudel des Studentenlebens, so daß er eine ernste Warnung von Seiten seines Leidens erhielt. Dieses hielt ihn dann den ganzen Winter meist eingesperrt und gestattete ihm nur dann und wann am Studentenleben theilzunehmen, das für ihn all seine Poesie behielt und einen um zu größeren Reiz, je strenger es verboten

war. Glücklicherweise war Marck aus wohlhabender und angesehener Familie, so daß er nicht wegen Geldsorgen Melancholiker zu werden brauchte. Er war unnachahmlich unterhaltend und beißend während seiner Kränklichkeit, und konnte er nicht hinaus unter die Kameraden, so kamen sie zu ihm. Aber ein so treuer und guter Kamerad er auch war, so kannte ihn im Grunde doch keiner. Seine drastische Scherzlaune machte elegische Selbstbekenntnisse für ihn ganz unmöglich. Vielleicht war es nur die verzweifelte Lebensfreude des unheilbaren Melancholikers, weil er sah, daß er Anderen damit so großes Vergnügen bereitete und dahinter am besten seine eigenen düsteren Gedanken verbarg und vergaß. Das war meine Ansicht über ihn.

Oben in seinem Junggesellenheim an der Alexanderstraße versammelten sich die Kameraden sehr häufig, um ihm die einsamen Reconvalescentenstunden zu vertreiben — so lange ich ihn kannte, war er immer Reconvalescent — meist waren es aber nicht sie, die ihm die Zeit vertrieben, sondern er, der sie ihnen vertrieb. Er schleppte sich zum Piano, und hatte er keine neuen Lieder, so sang er seine alten, daß es durch die Doppelfenster auf dem steingepflasterten Hofe wiederhallte und die vorübergehenden Dienstmädchen lächelnd zum Fenster hinaufblickten, voll

Verwunderung über den munteren Magister, der gratis so lustige Concerte für alle auf dem Hofe Wohnenden veranstaltete.

Sahen sie dann nachher bisweilen einen eingehüllten, bärtigen, alt aussehenden Mann von gebeugter Haltung sich mühsam zu einer wartenden Droschke schleppen, so konnten sie nie recht glauben, daß er es gewesen, der die übermüthigen, munteren Lieder so lebensfrisch und gefühlvoll gesungen.

Es war unter Marck's Bekannten mehr als einer, der mit einem etwas verächtlichen Lächeln von ihm als einem halb unzurechnungsfähigen Menschen sprach. Ihr Urtheil gründete sich weniger auf Bekanntschaft mit ihm selbst, als vielmehr auf Erzählungen von seinen verrückten Streichen, bevor er ernstlich erkrankt war. Auch hatte Marck ein sehr selbstzufriedenes, herausforderndes Benehmen für Alle bereit, die ihm beim ersten Eindruck nicht gefielen, und ihrer waren nicht wenige. Sie existirten für ihn nicht, und kamen sie ihm in den Weg, so behandelte er sie wie Luft. Er konnte einen Menschen ansehen, als fixire er einen Gegenstand durch ihn hindurch, und ein einigermaaßen entwickeltes Selbstgefühl mußte sich durch diese raffinirte Gleichgiltigkeit unbehaglich berührt und verletzt fühlen.

Seinen Freunden gegenüber war er ganz anders,

seine Liebenswürdigkeit und Freundschaft waren ebenso raffiniert wie seine Gleichgiltigkeit.

Ein unbedeutendes, vor langer Zeit in gehobener Stimmung abgelegtes Versprechen löste er plötzlich wie zufällig ein, aber in der Kleinigkeit war ein ganzes Gewebe von klingenden Saiten der zartfühlendsten Freundschaft verborgen, zu fein häufig, um an's volle, nüchterne Tageslicht gebracht und erkannt zu werden.

Meine volle Freundschaft gewann er durch folgende sympathische Handlung. Ich hatte mich in fröhlicher Gesellschaft gegen eine mir unausstehliche Person auf dumme Weise vergangen, was einem Menschen von so niedriger Denkweise gegenüber nie hätte geschehen dürfen. Wir waren über eine Kleinigkeit in Streit gerathen, das eine Wort gab das andere, ich wurde immer hitziger, mein Gegner dagegen immer ruhiger und deutlicher, bis mir die Heftigkeit in die Fingerspitzen fuhr und ich ihm, außer Stande mich zu beherrschen, mit der flachen Hand auf beleidigende Weise über das Gesicht fuhr.

Unser kleiner Kreis hatte die schöne Gepflogenheit, auf guten Ton gegen ferner Stehende zu halten, und mein Verfahren wurde von allen meinen Freunden auf's Höchste gemißbilligt.

Der Beleidigte strich ruhig seinen Schnurrbart

zurecht und bereitete sich schon mit einer gewissen Schadenfreude in seinem boshaften Gesichte, mir gnädigst und demüthigend die von den Kameraden zwungene Bitte um Entschuldigung zu gewähren.

Man saß gerade und discutirte die Art, wie ich Abbitte zu leisten hätte, und die Stimmung war ganz allgemein gegen mich. Ich hatte natürlich sofort meine Heftigkeit bereut, war aber gereizt durch die von den Kameraden vorgeschriebene strenge Buße. Ich kämpfte einen harten Kampf mit meinem Stolze. Da stand Marck, der bis dahin ganz still, ohne sich an der Discussion zu betheiligen, dagesessen hatte, plötzlich auf, näherte sich meinem Gegner und strich ihn zweimal kräftig mit der flachen Hand über das Gesicht, alles mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt, als erfülle er eine natürliche Pflicht.

Es trat eine momentane Stille in der Gesellschaft ein. Mein Gegner verlor seine Sicherheit bei Marck's wiederholtem Manöver, und dieses wirkte durch seine sichere Ueberzeugung so komisch, daß auch die Ernstesten in Lachen ausbrachen. Dadurch, daß Marck aus Freundschaft für mich mit voller Ueberlegung dieselbe Handlung beging, zu der ich mich von der Hitze hatte hinreißen lassen, war ich von der Demüthigung befreit. Das hieß meine Situation retten!

„Ein Mensch, der sich darüber freut, daß ein

Anderer sich ihm gegenüber vergißt, verdient nichts Besseres", sagte Marck und setzte sich.

Seit dieser Stunde liebte ich ihn.

---

## IV.

Eines Tages im März fand ich Marck allein zu Hause, halbliegend in seinem großen Stuhl, einen Toilettenspiegel vor sich auf dem Tische. Ich trat in's Zimmer, Marck sah grüßend über den Spiegel, versank dann aber wieder in Betrachtung seiner selbst. Er war ungewöhnlich ernst, und unser Gespräch, das ich in Gang zu erhalten versuchte, stockte immer wieder, während Marck den Blick auf den Spiegel gerichtet, sich unaufhörlich den Bart strich.

„Willst Du auf die Bühne oder übst Du dich für den nächsten Landtag?"

„Nein — ich bewundere nur mich selbst."

Wieder eine lange Pause.

„Störe ich Dich?"

„Nein."

„Dann bleibe ich."

„Thue es. Hast Du heute schon die Zeitung gelesen?"

„Ich habe einen Blick hineingeworfen . . . . . Steht da was Wichtiges drin?"

„Nei — n — eigentlich nicht. Nur so viel, daß ich Recht hatte."

„Worin?"

„Da steht, daß der Verwalter der Kumlinger Fabrik wegen falscher Buchführung und Betrug verhaftet ist."

„Nicht möglich!"

Ich griff nach der neben Marck auf der Diele liegenden Zeitung und las die Notiz über die Verhaftung des Verwalters, während Marck im Spiegel seine Zähne besah.

„Das ist ja merkwürdig", rief ich aus.

„O nein, — es ist ganz natürlich, es mußte so kommen", sagte Marck ohne eine Spur von Triumph.

Ich konnte Marck nur in stummer Bewunderung betrachten.

„Und jetzt stelle ich zum siebzigsten Male mein eigenes Horoskop", sagte er müde und blickte wieder in den Spiegel.

Sein Ton war so feierlich und ernst, daß ich es für meine Pflicht ansah, einen Scherz zum Besten zu geben.

„Du wirst doch wenigstens der Gerechtigkeit entgehen und mit einer halben Million in der Tasche glücklich Amerika erreichen?"

„Nein, ich entgehe der Gerechtigkeit nicht", ant-

wortete er und legte den Spiegel hin. Er sank in den Stuhl zurück und heftete seinen sonderbaren Visionärblick auf mich.

„Du phantasirst!“

„Na!“ — er versuchte den Ernst zu verscheuchen — „das ist ja alles Unsinn. Keiner von uns entgeht ja dem letzten Gericht. Heute gilt es mir, morgen Dir! Das ist Alles.“

Es schellte, und eine muntere Schaar Kameraden, welche die Zeitungsnotiz gelesen, kam, um dem glücklichen Propheten Glück zu wünschen. Aber er war nicht in der Stimmung, die Sache so leicht zu nehmen, wie sie. Augenscheinlich hatte die Begebenheit auf ihn einen tieferen Eindruck gemacht, und er sah mehr darin als ein bloßes Spiel des Zufalles. Er versuchte die Sache aller Mystik zu entkleiden, aber sein starrer, seltsamer Blick verrieth ein ganzes Heer ernster Gedanken hinter den Scherzen.

„Schade, daß Niemand im Sommer mit mir wetten wollte“, sagte Marck, „jetzt hätte ich einen schönes Frühstück gewonnen.“

„So lange Du so unwohl bist, vermeidest Du wohl am besten alle Festlichkeiten“, bemerkte Jemand.

Es blitzte in Marck's unbeweglichen träumenden Augen. Er litt keine Vorschriften, selbst nicht vom Arzte.

„Je nun, am Ende feiere ich wirklich meinen Triumph durch ein kleines Diner im Opernrestaurant“, warf er hin.

Der Vorschlag weckte einstimmige starke Opposition. Es ging unmöglich an, Marck, so krank wie er war, hinauszulassen. Außerdem hatte man keine Zeit. Die Aeltesten und Vernünftigsten näherten sich, um jeden weiteren Streit abzubrechen, der Thür.

Da stand Marck ungewöhnlich elastisch auf, verschloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„So, jetzt setzt Euch“, sagte er, „hinaus kommt Ihr nicht anders, als wenn Ihr mit mir zu Mittag esset.“

Es war Marck's Geheimniß, mit den Menschen aufstellen zu können, was er wollte, ohne daß es mißglückte. Er entwaffnete alle durch seine unberechenbaren Streiche, die er ohne Zögern mit imponirender Sicherheit ausführte. Besonders verzieh man ihm um des unnachahmlich komischen Ernstes willen, mit dem er einen Scherz auf die Spitze trieb, ohne sich im Geringsten um die Meinung der Leute zu kümmern. Seine Schlagfertigkeit that das übrige und hatte ihn schon aus unzähligen peinlichen Situationen unter Fremden gerettet.

Unter den Freunden war seine Scherzlaune bekannt, die stets mit dem Frühling von neuem sprudelte.

„Gieb den Schlüssel her“, befahlen die Vernünftigen,

welche sich entfernen wollten, um der Verantwortung einer Schmauserei mit dem Kranken zu entgehen.

Marck hatte plötzlich seine ganze fröhliche Energie zurückgewonnen, er näherte sich dem Fenster, öffnete es und stand, den Schlüssel in der Hand, bereit, ihn hinauszuwerfen.

„Wenn Ihr nicht zu meinem Abschiedsessen kommt, so werfe ich den Schlüssel hinaus, und wir sind eingesperrt, bis wir einen Schlosser finden, der die Thür aufbricht!“

„Höre jetzt auf mit dem Scherze! Wir haben keine Zeit!“

„Habt Ihr keine Zeit, Abschied von mir zu nehmen? Ich lade Euch zum Mittage ein.“

„Was für ein Abschied? Dummheiten! Laß uns hinaus.“

„Nein, kommt Ihr oder kommt Ihr nicht? Ja oder nein?“

„Nein“, ertönte es nachdrücklich.

„Dann könnt Ihr warten.“

In demselben Augenblicke flog der Schlüssel durch das Klappfenster, und Marck sank auf seinen Stuhl zurück. Der Schlüssel flog mit solcher Gewalt, daß er einen Bogen über den ganzen Hof beschrieb und klirrend auf das Dach des Nachbarhauses niederfiel.

„Was, zum Teufel, soll das nun wieder?“ begannen die Vorwürfe.

„Wer nicht hören will, muß fühlen. Es ist Eure eigene Schuld. Ich lade Euch zu Mittag ein, weil ich schon vor einem Jahre wegen des Verwalters auf Kumlinge Recht hatte, und weil ich meinem Vater versprochen habe, ihn meiner Gesundheit wegen nach einer Woche in's Ausland zu begleiten. Deshalb wollte ich mit einem kleinen Feste von meinen Freunden Abschied nehmen, denn wir sehen uns wohl nicht sobald wieder.“

„Ach — sprich keinen Unsinn! die Reise ist gewiß noch nicht so bestimmt...!“

„Nicht?“ rief Marck und zeigte einen Wechsel auf eine Wiener Bank. „Pflege ich zu lügen?“ Allgemeine, stumme Ueberraschung.

„Weshalb hast Du früher nichts davon gesprochen?“

„Ich habe ja den ganzen Winter davon gesprochen, daß ich im Frühlinge in den Süden reisen würde, aber Ihr glaubt ja, ich spräche in den Wind, ganz wie damals, als ich Euch über den Verwalter den wahren Sachverhalt sagte.“

Marck war Herr der Situation und triumphirte im Stillen, in seinem Stuhle liegend, den Wechsel zwischen den mageren Fingern.

„Ja, jetzt laß uns hinaus“, begann die Opposition nach einer Pause wieder.

„Das kann ich nicht. Ruft aus dem Fenster nach Hilfe!“

„Du hast einen zweiten Schlüssel.“

„Nein! Aber wenn Ihr zu meinem Mittag kommt, werde ich Euch hinauszaubern. Es wäre doch etwas lächerlich, wenn fremde Menschen öffnen müßten und Euch alle wie in einer Rattenfalle gefangen fänden, meint Ihr nicht?“

Man wollte nicht nachgeben. Die am meisten Erzürnten versuchten die Thüre aufzubrechen oder durchstöberten alle Winkel nach dem zweiten Schlüssel. Die Thür blieb verschlossen und kein anderer Schlüssel war zu finden. Auf dem Hofe war auch Niemand zu sehen.

Die Stimmung wurde drückend wie bei fernem Gewitter. Nur Marck schien nichts vom Einfluß der Elektrizität in der Luft zu fühlen. Sein Mienenspiel wurde immer ausgelassener, und schließlich sagte er:

„Ach, geht doch! Ist das ein Grund, böse zu sein, daß ich Euch zu einem Abschiedsessen einlade. Ich kann ja versprechen, gleich nach dem Kaffee fortzugehen, dann ist Euer Gewissen ganz rein. Es wird mir im Gegentheil gut thun, etwas hinauszukommen.“

Man wurde des Schmollens allmählich überdrüssig. Das Gewissen der Gesellschaft, unser ältester Freund, der Doctor, fing an einzulenken, aber Marck bestand darauf, nur gegen das gemeinsame Versprechen Aller. seine Einladung anzunehmen, würde er sie hinauszaubern.

„Sonst müßt Ihr bis vier Uhr, wo meine Aufwärterin das Essen bringt, hier bleiben!“

Es war jetzt zwölf, und die vier Stunden Wartezeit erschien allen, die Marck und seine abgelegene Wohnung, wo nur selten ein Mensch vorüberging, kannten, höchst ungemüthlich. Durch's Fenster konnte man auch nicht fort, es lag im zweiten Stock.

Noch einmal versuchte man, Marck zur Herausgabe des zweiten Schlüssels zu bewegen, aber er behauptete, bestimmt keinen zu haben.

Dann begannen die Unterhandlungen von Neuem, anfangs ernst, aber allmählich immer scherzhafter. Wir waren doch etwas neugierig, wie er uns hinausschaffen würde, und die meisten hatten eigentlich nichts gegen ein Diner einzuwenden, wenn sie sich auch möglichst lange fest zeigten. Schließlich konnten wir Marck's Eigensinn nicht widerstehen. Es wurde beschlossen, sich um 4 Uhr im oberen Theaterrestaurant zu treffen, aber es sollte nur ein sehr stiller Mittag werden, und Marck verpflichtete sich feierlich, gleich

nach dem Kaffee die Gesellschaft zu verlassen und die Abmachung nicht zu brechen.

Nachdem ein förmlicher Contract abgeschlossen war, machte Marck einigen Hokuspokus, stellte sich auf den Stuhl und krähte im höchsten Falsett:

„Kuckele-kuu-uu!“

Wir sahen uns erstaunt und lachend an, ungewiß, ob er immer noch scherze oder verrückt geworden wäre.

Er krähte einige Male mit dem größten Ernste laut und gellend, einige Augenblicke darauf hörte man einen Schlüssel im Schlüsselloche sich umdrehen, während Marck feierlich dorthin deutete.

Gleich darauf trat seine Aufwärterin ganz ruhig ein und fragte, was der Herr Magister wünsche. Es war das verabredete Signal, das die Aufwärterin deutlich in ihrer Wohnung hören konnte.

Marck triumphirte, und wir entfernten uns.

---

## V.

Ein Frühlingstag mit Märzensonne und schmelzendem Schnee kann, wenn man selbst nur etwas Poet, und nicht von zu vielen anderen Gedanken in Anspruch genommen ist, mitten im banalsten Helsingfors stimmungsvoll werden. Machten wir uns frei, so

waren wir meist alle eine Schaar fröhlicher Poeten, die sich, ohne gerade von tiefen Reflexionen gestört zu werden, dem Augenblicke hingaben. Wir geriethen in Stimmung, und diese war nicht übertrieben schwärmerisch und ätherisch, sondern recht handgreiflich, lebenskräftig und voll.

Im Saale des oberen Theaterrestaurants, dessen Wirthshauseleganz im scharfen Tageslichte recht abgenutzt erschien, sangen wir in Frühlingsstimmung, für „den Ganzen“ und „den Halben“, nachdem unser Wirth mühsam die Treppe hinaufgeklettert und allen außer sich selbst den Schnaps eingeschenkt hatte.* Er sollte heute, seinem Versprechen gemäß, sich der Mäßigkeit befleißigen. Bei jedem Gedeck fand sich ein Sträußchen, ein ungewöhnlicher Luxus, der dem Ganzen einen gewissen festlichen Anstrich verlieh —

---

* Finnisch-schwedische Sitte, vor den Mahlzeiten, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, einen oder mehrere sogenannte Appetitsschnäpse zu nehmen und jeden mit einem entsprechenden Chorgesang zu begleiten. Der erste Schnaps heißt „Ganzer“, der zweite „Halber“, der dritte „Terz“. Ein beliebtes Terzenlied z. B. ist:

Die Terzen, ja die nimmt man
Auf manche Art gewiß,
Doch sicher nie so langsam,
Wie Bismarck nahm Paris.

Auch ein Beitrag zur Bismarcklitteratur.

D. Herausg.

und auf dem Tische standen vier oder fünf schöne blühende Rosen.

Marck war sich gleich, so wie wir ihn von vielen früheren heiteren Gelagen her kannten, vielleicht ein klein wenig ernster. Sein müdes Wesen gewann allmählich in der fröhlichen Gesellschaft die alte Spannkraft wieder, und seine Kränklichkeit, die ihn eigentlich nie merkbar gedrückt hatte, war wie fortgeweht. Er hatte seinen Willen durchgesetzt und schien zufrieden. Wir übrigen hielten uns nicht so streng an Mäßigkeitsprincipien, nachdem wir erst auf der Speisekarte vorgerückt waren und die Weine uns einen Duft von Rheinburgen mit entfernten Loreleytönen zuwehten oder das Gefühl einer Siesta in den sonnigen Weinbergen der Bourgogne vorspiegelten. Was that's, wenn es auch nur Schwefelsäure und Alkohol war! Es gab uns die rechte Stimmung, und mehr verlangten wir für den Augenblick nicht.

Marck's Mittag wurde so heiter, wie er es gewünscht hatte. Die kleine Verstimmung des Vormittags war einer ausgelassenen, freundschaftlichen und kameradschaftlichen, von keiner Wolke verdüsterten Feststimmung gewichen. Es regnete von Einfällen und Witzen. Als die Freude ihren Höhepunkt erreicht, blickte Marck immer öfter nach der Thür, er schien

von einem Gedanken beherrscht, den er trotz aller Fragen nicht mittheilen wollte.

Endlich zeigte sich in der Thür ein Knabe mit einer Menge kleiner Päckchen. Marck stand auf, nahm die Päckchen in Empfang und vertheilte sie ohne ein Wort der Erklärung. Als wir das Umschlagpapier öffneten, fanden wir Jeder eine Cabinetphotographie von Marck mit seinem Namen und dem Datum des Tages.

Wir sahen uns fragend an und verstanden nicht recht, was diese Vertheilung während der Mahlzeit zu bedeuten habe. Marck saß wieder auf seinem Platze und setzte ruhig seine Mahlzeit fort.

Als er den vielen fragenden Blicken begegnete, nahm er sein Glas, trank der Gesellschaft zu und sagte heiter: „Es ist nur ein Andenken — — für Euch — — an diesen Tag."

Mitten im Satze versagte ihm seine sonst klare Stimme, er räusperte sich, aber der Ton war am Schlusse doch merkwürdig gezwungen und rauh.

Marck war bleich geworden, und als wir sahen, daß er alle Erklärungen vermeiden wollte, so drangen wir weiter nicht in ihn. Aber die kleine Episode hinterließ eine gewisse sonderbare Beklemmung, ein Gefühl von etwas Verhängnißvollem. Ganz unfreiwillig sank die Stimmung auf Null und Marck's

heiterer Galgenhumor, der sie sonst schon gehoben hätte, war auch entschwunden. Selbst der Champagner perlte vergebens in den Gläsern, er vermochte nicht den seltsamen Eindruck der Photographien, Marck's Andenken, den eigenthümlichen Tonfall seiner Rede, seine Blässe und den scheuen Blick fortzuspülen.

Auch beim Kaffee kehrte die frühere Ungezwungenheit nicht wieder. Marck sang seine Lieder schöner als je, vermied aber sein lustigstes Programm. Wir saßen hier und da und starrten durch die großen, bis zur Diele reichenden Fenster auf die Esplanade hinaus, von unklaren halben Ahnungen ergriffen, die Keiner dem Anderen mittheilen wollte. Der Blick zwischen den entlaubten kleinen Ahornbäumen der Esplanade hatte zum ersten Male in diesem Jahre jenen feuchten frühlingsblauen Ton, der andeutet, daß die Farben in der Natur aus ihrem blassen Winterschlummer zu erwachen beginnen. In der untergehenden Nachmittagssonne lag Helsingfors mit seinen schwarzen und rothen Dächern und hielt sein Mittagsschläfchen, um nach einer Stunde beim Leuchten des Gases zu den Vergnügungen des Abends zu erwachen. Im Hintergrunde erhob die Uspensky-Kathedrale — alias russische Kirche — ihre schönen matt-rothen Ziegelmauern, die in der Entfernung in luftigem Blau schimmerten wie ein idealisirtes Aquarell. Die Sonne leuchtete

auf ihr weißes Dach, wo der Schnee niemals schmolz — ein schönes Symbol des erhabenen Friedens der Religion. Die Zwiebelkuppel ruhte so leicht über dem Ganzen, als ob sie durch unsichtbare Fäden irgendwo hoch oben in den Wolken festgehalten würde.

Zwischen uns und der Kirche gelangte der breite Kupferrücken der Bildsäule Runeberg's, wie er da stand, prunklos und fest, mit entblößtem Scheitel, das Angesicht der Herrschermacht* zugewendet, wartend auf den Aufgang der Sonne morgen... und wieder morgen.

Marck sang mit Leidenschaft „Kjerulf", und in der wehmüthigen Frühlingsdämmerung schweiften meine Gedanken hinaus auf die Alm mit Glockenklang und Lockgesang, aber eigenthümlich beklemmt und schwermüthig.

Auch den Anderen fehlte die richtige Kaffeestimmung nach einem guten Mittage, auch sie starrten auf die Esplanade hinaus und kein Bravo unterbrach, wie wohl sonst, Marck's Gesang.

Als er geendet, hörte ich seinen schleppenden Schritt hinter mir, und er ließ sich bei uns am Fenster nieder. Es war nicht Brauch bei uns, für einen Genuß zu danken, am wenigsten für einen so großen.

---

* Wohnung des Generalgouverneurs.

Im Allgemeinen scheuten wir jede Gefühlsäußerung, vielleicht weil unser Gefühl leicht in Wallung gerieth. Daher blickten wir nur zu Marck auf, der uns mit seinem freundlichsten und schönsten Lächeln zunickte, das sich bisweilen aus seinem Barte hervorstahl, wenn er in Festlaune war.

„Nun", fragte Einer, als das Schweigen fortfuhr, „wann reisest Du?"

„Morgen", antwortete er.

„Und wohin?"

„Zuerst auf's Land zu meinem Vater und dann über Petersburg nach Wien und Tyrol."

„Wer doch mitreisen könnte!"

„Hm!" —

„Du scheinst Dich gerade nicht sehr über die Reise zu freuen?"

„Ach — ja — im Ganzen freue ich mich doch!"

„Und wann kommst Du zurück?"

Anstatt zu antworten schnalzte Marck mit der Zunge, eine aufsteigende Rakete nachahmend, schob seinen Stuhl zum Tische mit den Liqueuren, faßte sein Glas und rief:

„Nun, Jungens! Was ist das für eine Stimmung an meinem Abschiedsschmause, oder glaubt Ihr, wir sind bei einer Beerdigung?"

In diesem Augenblicke erklangen einige dumpfe

Glockenschläge, so daß ein Fenster im Nebenzimmer klirrte. Marck fuhr zusammen und verschüttete seinen Wein, faßte sich aber sogleich.

„Ich habe diese Musik nicht bestellt!“

Das Glockengeläute von der Nikolaikirche tönte fort wie entfernter Metalldonner, und Marck dankte uns Allen für das Vergnügen, das wir ihm mit unserer Anwesenheit bei seinem Abschiedsessen bereitet. Er dankte uns in seinem wärmsten Tone, gefühlvoll und scherzend, mit einem leichten Zittern der Stimme; wir beiden ihm zunächst Sitzenden merkten, wie er sein Glas ungeschickt handhabte, um Gelegenheit zu haben, sich mit dem Taschentuche über das Gesicht zu fahren. Unmöglich aber konnte Marck geweint haben, er, den seine Kameraden in seiner aufgeregten Jugendzeit nie eine Thräne hatten vergießen sehen.

Es wurden noch einmal die vielen gemeinsamen frohen Erinnerungen ausgetauscht. Dem Einen fiel Dieses ein, dem Anderen Jenes, und über Allen ruhte die Poesie der Sorglosigkeit, mit vielen edlen, kühnen, übermüthigen und heiteren Zügen. Aber Keiner dachte daran, daß das Ganze sich zu einem Resumé gestaltete, einem Abschluß aller Freuden und Thorheiten, die das Leben aus seinem Füllhorn über uns im Alter zwischen 20 und 25 Jahren ausschüttete.

Es war die alternde Jugendfreundschaft, die auf ihre Kindereien zurückblickt.

Bald darauf drückten wir Marck's Hand zum Dank und Abschied. Er hatte sein Mäßigkeitsgelübde gehalten und machte daher keine Schwierigkeiten, sondern eilte selbst aus der Gesellschaft fort, ehe sie sich zerstreute.

Ich begleitete Marck nach Hause und fand dort seine Aufwärterin mit dem Einpacken beschäftigt. Als wir in's Zimmer getreten, sank Marck ganz gebrochen in seinen Stuhl und schloß die Augen. In seinem Antlitze lag etwas wie stumme Verzweiflung, was so gar nicht zu seinem gewöhnlichen Ausdrucke paßte. Ich ergriff, um ihn zu trösten, leise seine Hand.

„Gehst Du schon?" fragte er und blickte auf, während es in seinen Gesichtsmuskeln arbeitete, um wieder in's alte Geleise zu kommen.

Es war eigentlich nicht meine Absicht gewesen, aber ich nahm es für einen Wink und antwortete ja.

Marck sah mit einem halben Lächeln zu mir auf und nickte wortlos. Dieses Abschiedsnicken verfolgte mich später lange Zeit hindurch wie ein böses Gewissen. Ich sehe noch heute sein mystisches Lächeln und den halboffenen Blick, während er mir wie aus weiter Ferne zunickte, immer weiter und weiter, wehmüthig und freundlich, nm Verzeihung bittend für sein

Schweigen, denn er hatte einen unüberwindlichen Abscheu davor, sich gerührt zu zeigen.

Fünf Tage später erfuhren seine Freunde, daß er auf der Reise in's Ausland in Petersburg gestorben sei.

---

## VI.

Im Sommer wurden mir Marck's Briefe und Papiere zur Durchsicht zugeschickt. Er hatte Verse und Prosaversuche hinterlassen, die vielleicht von größerem Werthe waren, auch für weitere Kreise.

Ich kannte sie zum größten Theil von früher; es fanden sich darunter mehrere kleine Sachen voll duftiger Naturpoesie, aber nichts, das auf seinen Seelenzustand in der letzten Zeit hingewiesen hätte, der mich jetzt, wo es zu spät war, ihm beizustehen, auf's Höchste interessirte.

Endlich fand ich einen ziemlich langen unbeendeten Brief an einen seiner Freunde, unmöglich zu bestimmen, an welchen, da er ausschließlich von ihm selbst handelte und nur die Ueberschrift „Lieber Freund“ trug. Er war vom März, ungefähr eine Woche vor seinem Tode datirt. Bei näherem Nachsinnen fand ich, daß er am Tage vor Marck's sonderbarem Abschiedsessen geschrieben war.

Der Brief lautete:

„Lieber Freund!

Es wäre eigentlich schön gewesen, einen Vertrauten zu haben, aber ich habe bislang nur Freunde gehabt, und unter ihnen bist Du vielleicht der beste. Deute meinen Wunsch nicht so, als ob ich mit der Freundschaft unzufrieden wäre. Freunde sind ja seit der Schulzeit meine einzige, große Leidenschaft gewesen, mit Ausnahme guter Cigarren, und auch diese habe ich stets nur mit Anderen, nie allein genossen. Und bis jetzt hat mich das Vergnügen, das ich unter Freunden empfunden, so erfüllt, daß ich selten mehr als ihrer bloßen Gegenwart bedurfte.

In letzter Zeit jedoch habe ich oft Lust gehabt, den Einen oder Anderen in meine Bekümmernisse einzuweihen, aber theils scheint es mir lächerlich, davon so viel Aufhebens zu machen, was Ihr zudem barock finden würdet, theils widersteht es mir, mein Inneres einem noch so guten Freunde zu enthüllen. Denn jeder Mensch hat Eigenthümlichkeiten, die der Andere auch bei der größten Freundschaft nie ganz begreifen kann.

Ich bin solch ein Mensch und Du der andere. Gleichwohl schreibe ich Dir, fürchte aber doch, daß dieser Brief, gleich vielen anderen derselben Art,

die ich geschrieben, im Ofen enden und mich still erfreuen wird, wenn er in Flammen aufgeht und meine Bekümmernisse den Winden preisgiebt, wie sie es vielleicht verdienen.

Heute erhielt ich eine besondere Veranlassung, zu Mittheilungen, da ich aus sicherer Quelle erfahren, daß der Verwalter auf Kumlinge wegen Betruges verhaftet worden ist, was ich schon im Sommer voraussagte. Meine Theorie und meine Eindrücke lassen nicht mit sich spaßen; ich wußte, daß es so kommen würde, und es wundert mich nicht, daß ich Recht hatte.

Das Unglück ist nur, daß ich meine Theorie nicht nur auf Andere anwende, sondern auch auf mich selbst. Und wenn sie bei Anderen eintrifft, so wird sie es auch bei mir — sehr bald.

Du weißt, daß ich über Darwin's Theorie zu scherzen pflegte und behauptete, einer meiner Ahnen müsse einstmals während der Kreideperiode Jagdhund gewesen sein. Damit mag es sich nun verhalten, wie es will, sicher ist, daß ich eine Menge der Instincte eines Jagdhundes, vielleicht auch seiner Tugenden besitze, und Keiner kann bestreiten, daß ich einem guten Racehunde gleiche. Es giebt kein Thier, für das ich so große Sympathie hege, als für die Hunde, und sie erwidern sie. Ich kann

mit ihnen umgehen und sprechen, wie mit Menschen. Und giebt es eine Seelenwanderung, so weiß ich, wohin ich nach dem Tode gelange.

Bevor wir einander kennen lernten, während meiner letzten Schuljahre, hatte ich auf dem Lande einen prächtigen Jagdhund, mit Namen Pan. Er war schon fast ausgewachsen, als ich ihn erhielt, und ich brachte den Sommer damit zu, ihn zu einem Musterjagdhunde zu erziehen. Er wurde es auch, und nach einigen Jagden zusammen mit meinen älteren Hunden war Pan jedem Spürhunde gewachsen.

Ich schloß mich ihm an wie einem Freunde, und wir theilten Zimmer und Bett. Aber das Lächerlichste war, daß Pan anfing mir zu gleichen. Er ahmte meine Art und Weise nach, war ausgelassen wie ich und hatte vor Allem ganz ebensolche Augen, nicht nur in der Farbe, sondern auch im Ausdruck. Selbst die Anderen zu Hause bemerkten es.

Eines Tages im September, als ich mich einmal von der Schule freigemacht hatte und nach Hause gefahren war, um zu jagen, war Pan krank. Aus der Jagd wurde dieses Mal nichts, ich wurde Krankenpfleger. Es war nicht daran zu denken, daß ich in die Schule zurückkehrte, so lange Pan's

Leben in Gefahr schwebte. Er lag in meinem Bette und sah etwas leidend aus, während ich ihn pflegte und fütterte. Ich sehe noch ganz deutlich, wie sich sein Aussehen und sein Blick von Tag zu Tag veränderten nnd wie etwas Mystisches und Seelenvolles in seine grauen Augen trat. Aber während seiner ganzen Krankheit war er munter und bellte freudig wie früher, wenn ich zu ihm trat. Schließlich eines Tages streckte er sich aus, kratzte mit der Pfote meine Hand, leckte sie und starb.

Seitdem habe ich mir unter allen meinen Jagdhunden keinen Liebling mehr angelegt. Ich bin Pan bis jetzt treu geblieben.

Jetzt wirst Du natürlich lächeln, wenn ich sage, daß Pan geradezu Einfluß auf mich ausgeübt hat; es ist freilich barock. Was aber wirst Du nun dazu sagen, daß ich eines Tages im vorigen Herbst, als ich mich unwohl fühlte, und mein Herz, anstatt gleichmäßig zu klopfen, Reveille schlug, bei einem Blicke in den Spiegel diesen fast fallen ließ, weil ich Pan's eigenen mystischen Blick von seinem Todtenbette wiedersah, trotzdem acht Jahre seit der Zeit verflossen — — — —?

Jetzt habe ich in diesem halben Jahre so oft den kranken Pan in meinem Antlitze entdeckt, daß

ich mich an den Gedanken gewöhnt habe, Euch zu verlassen, lange bevor Ihr es ahnt. Ich habe Schritt für Schritt in meinem Gesichte alle Symptome des Todes verfolgt, und es macht mir jetzt beinahe Vergnügen, ihre Entwickelung zu beobachten. Ich finde tief innen in meinem Blicke das Dunkele und Düstere aus dem meines Pan's wieder, und dasselbe findet sich als Keim bei allen Menschen, nur mehr entwickelt bei denen, die ihrem Ende nahe sind. Ich habe es früher bei Anderen mehr geahnt als beobachtet, jetzt bin ich bei mir selbst darüber im Klaren. Dieses dunkle Etwas erschreckte mich früher, wenn ich in meine Augen sah, ich konnte meinen Blick im Spiegel nicht ohne ein gewisses Schaudern betrachten. Aber je mehr mich dieses Fremde in mir interessirte, desto besser habe ich mich damit befreundet. Und jetzt glaube ich zu wissen, was es ist, und weshalb es immer deutlicher bei mir hervortritt.

Nimm unter dem Eindrucke meiner Worte einen Spiegel und blicke eine Weile in Deine Pupillen, so wirst Du in der Tiefe ein dunkles Etwas finden, das Dir fremd, überlegen ist, dem Du Dich nicht gewachsen fühlst, das Dich und Dein Geschick von innen heraus beherrscht, gleich einem stärkeren Wesen als Du selbst, das Du Dein ganzes

Leben mit Dir herumgetragen, ohne es früher zu sehn, wenn Du auch seine Anwesenheit immer geahnt und oft deutlich gefühlt hast.

Dieses Unbekannte, Mystische in Dir, das stärker ist als Du, das Du vernachlässigen und vergessen kannst, von dem Du aber nie frei wirst, es ist der Tod — oder vielleicht eher Dein ewiges, eigentliches, wenngleich unbewußtes dunkles Wesen, das im Tode Macht über Dich gewinnt und nach dem Tode fortlebt.

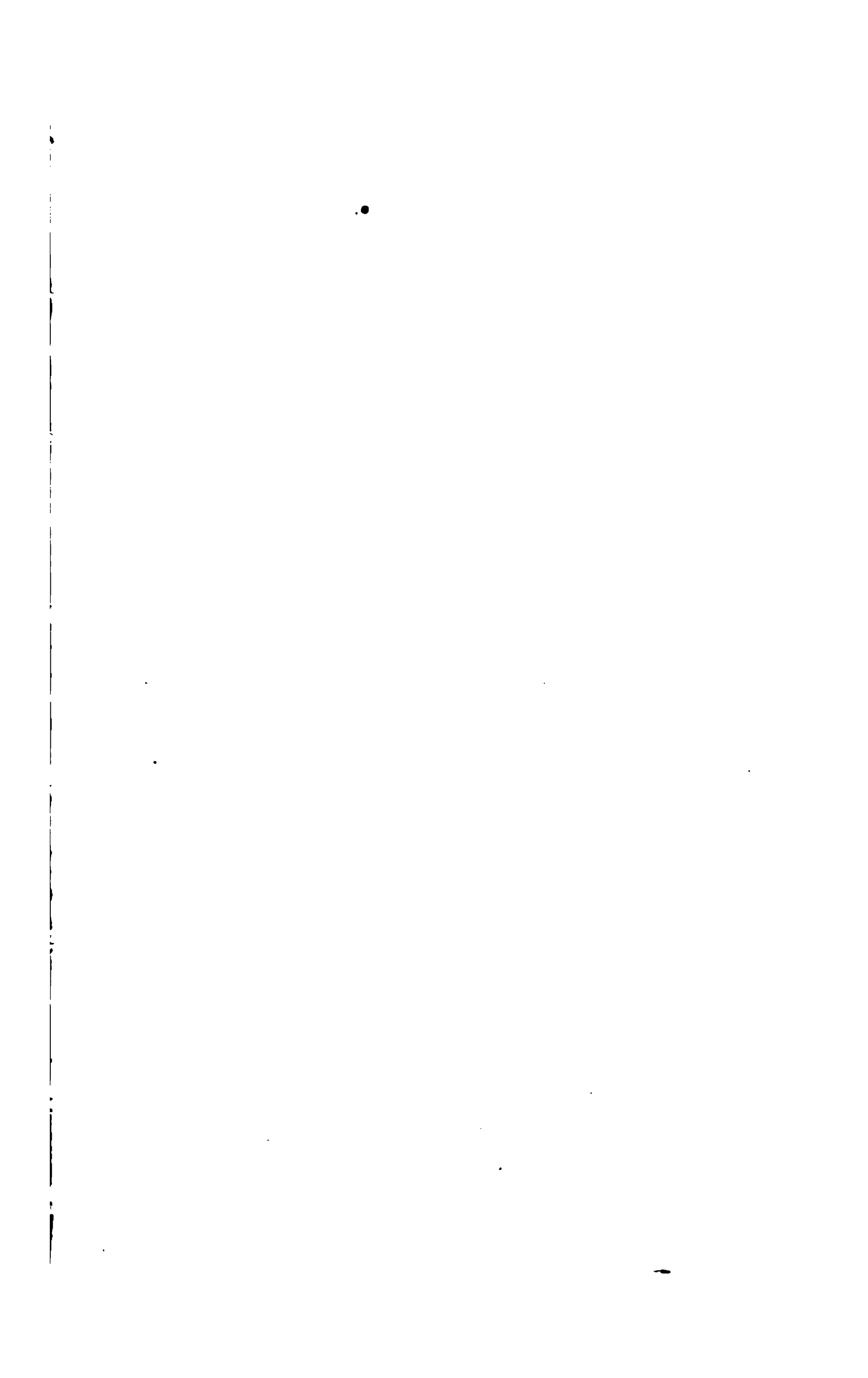
Empfindest Du dieses, so verstehst Du mich, daß ich mich vor dem Hervortreten dieses meines anderen Ich's und seiner beginnenden Herrschaft nicht fürchte, denn es ist besser und mächtiger als das schwache kleine Ich, das Festessen feiert, liebt, schläft und vegetirt, sich selbst und Andere amüsirt.

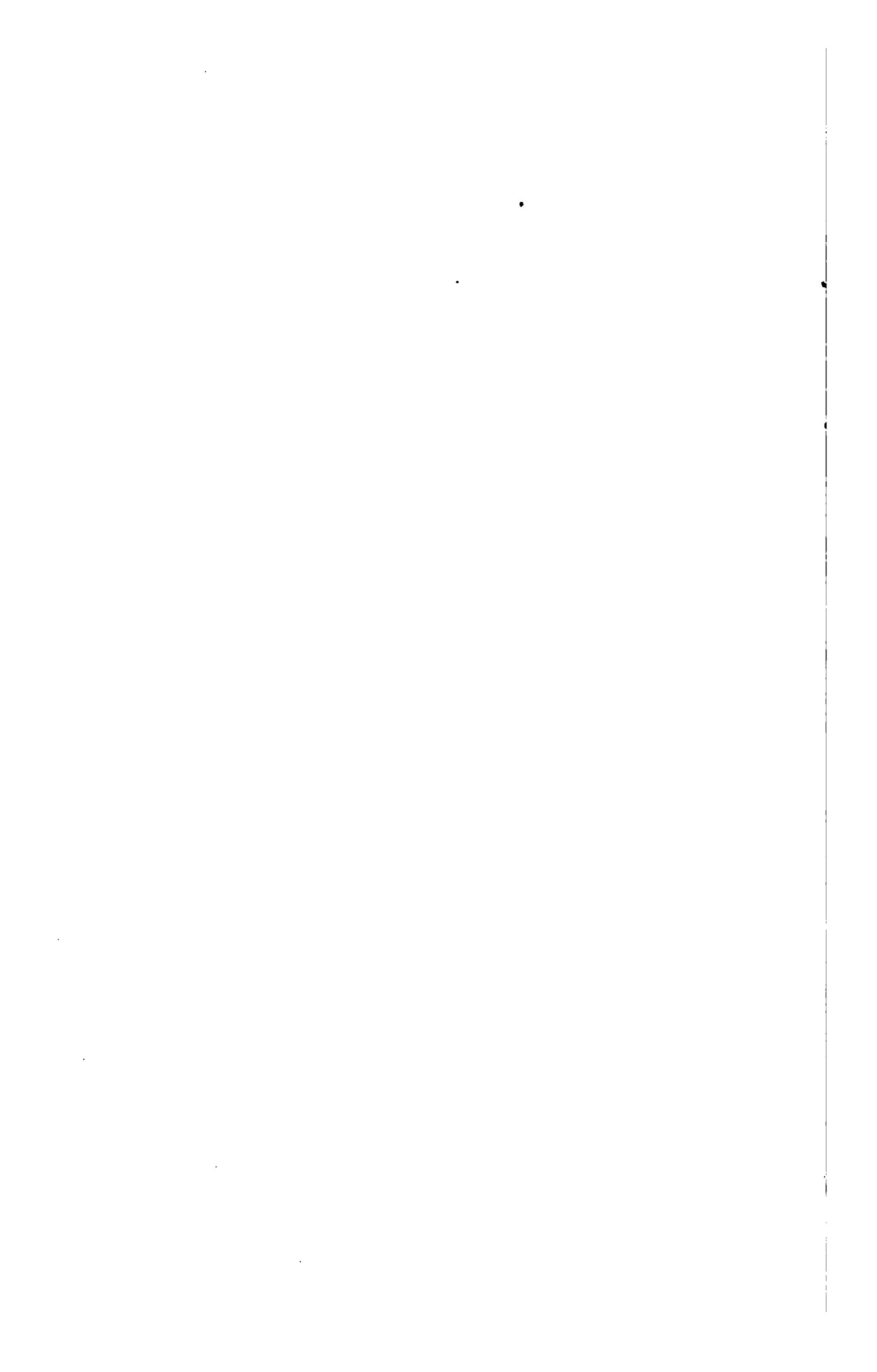
Deutlich fühle ich, wie das große Fremde in mir an Macht gewinnt, bald sprengt es die letzten Bande, die mich am Leben halten....“

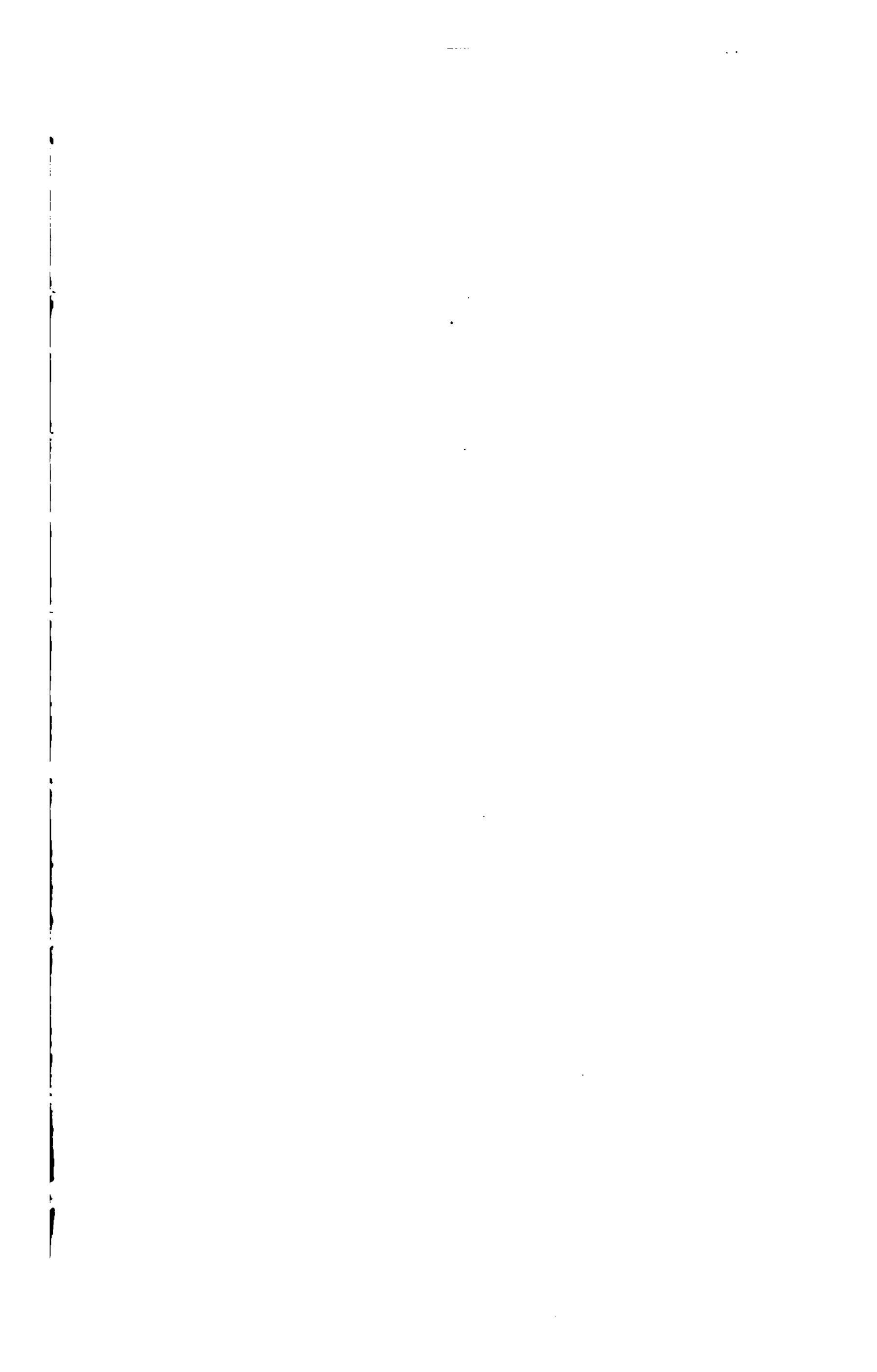
Hier war der Brief abgebrochen.



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

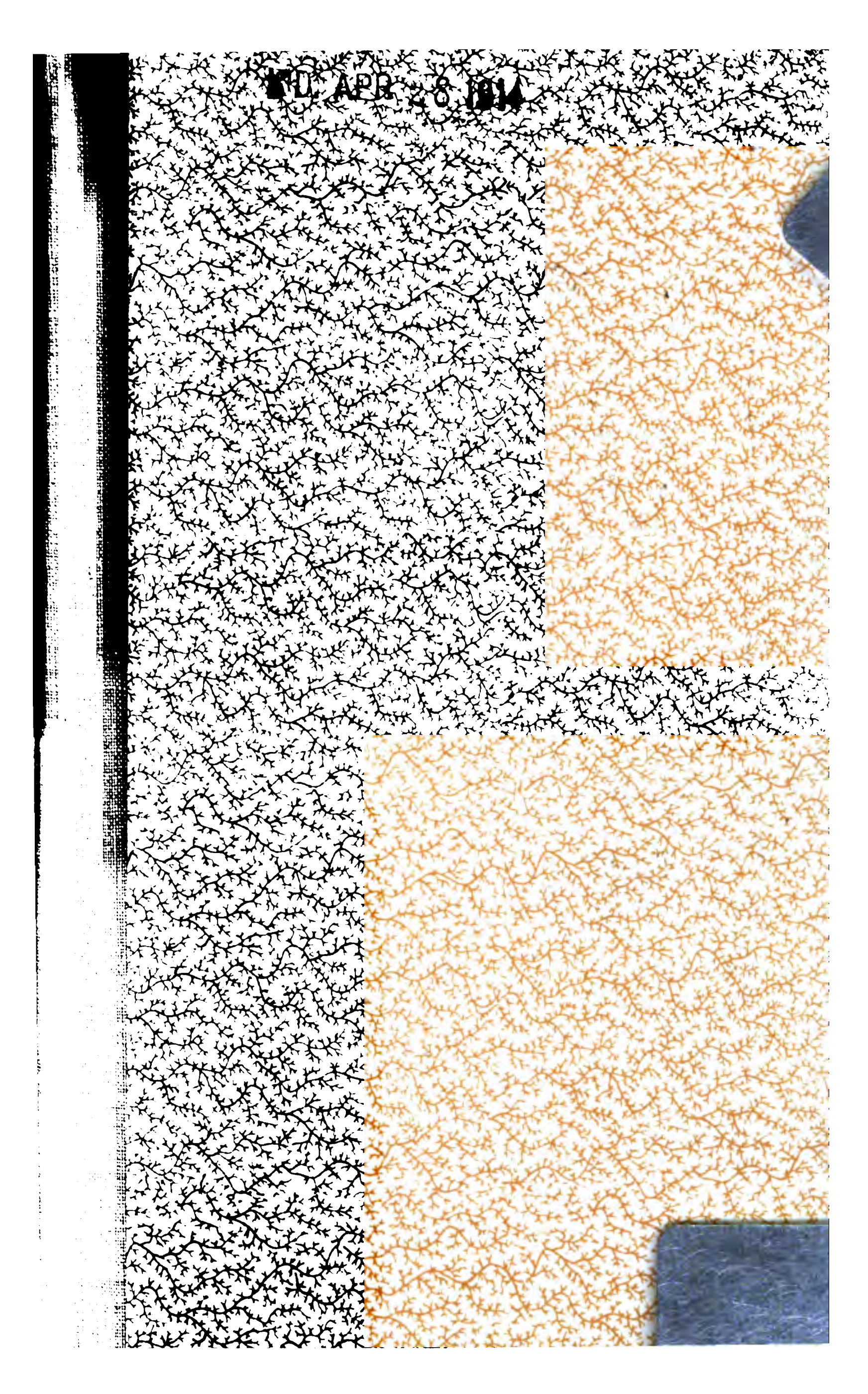






Spamersche Buchdruckerei
in Leipzig.




APR 28 1914

